Nr. 103 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 5. Mai 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 5. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die kommunistische Revolte in Berlin

Belagerungszustand über das Kampfgebiet — Mißglückter Generalstreik — 21 Tote und 400 Verletzte — Der Kampf beendet?

Berlin. Die Zahl der Todesopfer bei den Berliner Unruhen der letzten drei Tage hat sich bis heute abend auf 21 erhöht. Etwa 110 Schwerverletzte liegen in den Berliner Krankenhäusern, darunter einige, an deren Aufkommen gezweifelt werden muß. Die Zahl der Leichtverletzten, die man wohl auf 200 bis 300 schätzen muß, ist zuverlässig überhaupt nicht zu ermitteln, weil sie niemand gezählt hat und weil naturgemäß von den Kommunisten jeder vermieden hat, sich durch eine Verletzung als Teilnehmer der Kämpfe erkennen zu geben, der nicht unbedingt in Krankenhausbehandlung gehen muß.

*

Der über einige Berliner Stadtteile verhängte kleine Belagerungszustand ist am Freitag streng durchgeführt worden. Die Säuberungsaktion der Polizei in Neukölln konnte in den späten Abendstunden ihren vorläufigen Abschluß finden. Die Zahl der Toten des Freitag ist auf sechs, die Zahl der Gesamttodesopfer seit Beginn der Unruhen auf 21 gestiegen. Am Wedding ist es nicht mehr zu Ruhestörungen gekommen. Auch dort ist die Säuberungsaktion voll durchgeführt worden.

Der amtliche Bericht

Berlin. Der Polizeipräsident teilt mit: Die seit den frühen Morgenstunden des 3. Mai vorgenommene systematische Durchsuchung der Häuser in den Unruhezentren Neukölln und Wedding war in den Nachmittagsstunden beendet. Dabei wurden zahlreiche Hieb- und Schußwaffen vorgefunden. Eine ganze Reihe von Personen wurde festgenommen. An der Ecke Neckar-Boddingstraße wurden die Beamten aus einem Hause beschossen, worauf sie das Feuer erwiderten. Am Nachmittag kam es in der Boddin-, Flughafen- und Herfurthstraße zu erheblichen Ansammlungen, aus denen heraus die Beamten ebenfalls wieder beschossen wurden, so daß auch sie von ihrer Schußwaffe Gebrauch machen mußten. Der Rest des Tages verlief sodann ruhig. Im Bezirk Wedding ist es während des ganzen Tages zu keinerlei Zwischenfällen gekommen. Die Durchführung der verhängten Straßensperre verlief ohne Störungen, so daß z. Zt. (um Mitternacht) in den genannten Bezirken wie auch in der übrigen Stadt Ruhe herrscht.

Leider sind auch am Freitag wieder einige Opfer der Unruhen zu beklagen und zwar wurden fünf Tote festgestellt. Bei zwei von diesen Toten, — es handelt sich um zwei alleinstehende Frauen — besteht Grund zu der Annahme, daß sie bereits an einem der vorhergehenden Tage zu Tode gekommen sind. Außer den Toten wurden sechs Verletzte festgestellt.

Streikreinfall der Kommunisten

Berlin. In den Haverland-Festsälen in der neuen Friedrichstraße fand am Freitag Abend eine Konferenz der oppositionellen Betriebsräte und Betriebsdelegierten Groß-Berlins statt. Vertreter der Großbetriebe der Berliner Metallindustrie waren überhaupt nicht erschienen. Der kommunistische Abg. Heckert mußte feststellen, daß die Beschlüsse über den politischen Generalstreik bisher nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt hätten. Nach scharfen Angriffen gegen den Polizeipräsidenten schlug Heckert vor, das sogenannte Mai-Komitee zu einem Zentral-Streikkomitee zur Durchführung der Generalstreikparole zu erweitern. Darüber soll am Sonnabend in einer neuen Konferenz Beschluß gefaßt werden.

Entrüstung oder Haß?

Die Oppelner Vorgänge haben auf polnischer Seite eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen und niemanden dürfte es in den Kreisen der deutschen Minderheit geben, der dieses nationalistische Banditenstück nicht auf das Entschiedenste verurteilen würde. Nachdem deutscherseits nun alles getan wurde, um Polen Genugtuung zu verschaffen, so dürfte man doch mindestens erwarten, daß es kein Rachefeldzug wird, zu dem sich die „Entrüstung" zu gestalten droht. Es ist heut keine Entrüstung mehr sondern eine Verewigung des Hasses gegen das Deutschtum überhaupt, was jetzt zum Ausdruck kommt. Wir wiederholen, daß wir die Entrüstung teilen und unterstreichen mit Nachdruck, daß uns keine Erklärung deutscherseits davon abhalten kann, die da besagt, daß es nicht möglich war, den Ueberfall auf die Schauspieler zu verhindern. Das mußte möglich sein, nachdem bereits vormittags die Hetze gegen die polnische Oper aufgenommen wurde. Die Sicherheitsbehörden müßten ihre Pappenheimer kennen und hätten Vorsorge treffen sollen, daß genügender Schutz in jeder Beziehung vorhanden war. Wir sind schwer enttäuscht worden, denn wir haben solche Vorgänge am Sitz der Regierung der Provinz nicht erwartet. Aber wir sehen ein, daß deutscherseits sofort alles getan wurde, um sich nicht nur zu entschuldigen, sondern auch alles zu tun, daß polnischerseits eingesehen wird, daß die Behörden derartige Vorkommnisse auf das Entschiedenste ablehnen. Der beste Beweis ist doch, daß der Polizeipräsident durch den preußischen Innenminister sofort seines Amtes enthoben wurde und die verantwortlichen Schupo-Offiziere versetzt wurden. Darüber hinaus sind mehrere Verhaftungen vollzogen und die Schuldigen werden hart bestraft. Wir glauben, daß es oft für uns Deutsche in Polen eine Erleichterung wäre, wenn man sich zu einer ähnlichen Tat aufraffen würde.

Aber die Hetze, die nun wiederum gegen das Deutschtum eingreift, beweist uns nur, daß die Oppelner Vorgänge für die polnischen Nationalisten ein gefundenes Fressen sind, um sich so nach Herzenslust auszutoben, einmal zu zeigen, wie man sich die deutsch-polnische Verständigung denkt. Man glaubte, daß wenigstens in Warschau die Dinge etwas kühler angesehen werden, aber weit gefehlt, die Warschauer Presse ist nur ein Echo der oberschlesischen geworden, wenigstens stimmt sie ganz in den Ton des hiesigen Regierungsorgans, der „Polska Zachodnia", ein, ohne erst die genaue Untersuchung und deren Ergebnis abzuwarten. Ob die Protestaktion im Theater notwendig war, sei dahin gestellt, aber uns erscheint es, als wenn man nur auf eine so fette Gelegenheit gewartet hätte, daß man wieder recht kräftig hetzen kann. Und dabei ist gerade der geringste Anlaß vorhanden, denn wenn jemand protestieren will, so muß er selbst einwandfrei dastehen und da sehe man sich doch erst einmal die „Kulturstücke" unserer Aufständischen an und vor allem einen analogen Fall, den Ueberfall auf die deutschen Theaterdarsteller in Königshütte, wo die Dinge weit toller betrieben wurden, wo es nicht einmal zur Aufführung kam und, was das Schlimmste ist, bis heute noch nicht einmal die Täter ermittelt oder gar verurteilt sind. Solche Vorgänge bleiben leider zu lange im Gedächtnis und wenn nun deutscherseits versichert wurde, daß man die Oppelner Vorgänge bedauert, so wäre es am Platze, wenn man amtlich entschieden von der Westmarkenhetze abrücken möchte. Wir unterstreichen, daß wir nicht Gleiches mit Gleichem vergolten wissen wollen, aber wenn wir als deutsche Minderheit die Rechnung präsentieren wollten, so würde sie hundertmal die Ereignisse in Oppeln aufwiegen.

Die Entrüstung hat seine Berechtigung, die Oppelner Vorgänge durften nicht vorkommen. Sind darum nun das ganze Deutschtum und besonders die deutsche Minderheit in Polen alles nur Barbaren, muß man dann die deutsche Theatergemeinde aus dem Theater mit Gewalt entfernen, das Theatergebäude den Deutschen absagen? Was hat die deutsche Minderheit mit den nationalistischen Buben in Oppeln Gemeinsames, und es finden sich in Polnisch-Oberschlesien Elemente, die die Oppelner Banditen hundertprozentig überbieten. Warum also dann der Haß, warum dann die Hetze und warum die Verknüpfung der Oppelner Vorgänge mit Grenzrevisionen, die angeblich geplant werden und mit der man die Hetze gegen das Deutschtum auf die Höhe treibt! Keine gekünstelte Entrüstung täuscht uns darüber hinweg, daß man die Oppelner Vorgänge nur als eine willkommene Gelegenheit benutzt, um gerade zu Beginn des neuen Schuljahres ein wirksames Propagandamittel zu haben. Darauf waren wir vorbereitet, denn wir können die Entrüstung begreifen, aber wir müssen uns entschieden zur Wehr setzen, wenn sie in Haß ausarten soll und das ist die Verewigung des Hasses, wie man die Oppelner Vorgänge in Polen beurteilt. Gerade die Akteure des Westmarkenvereins, diese Hetzapostel in Reinkultur, sind dazu am allerwenigsten berufen, sich über die Barbarei der Deutschen zu beklagen, denn sie sind ja die Träger der Propaganda der Tat, die gegen die deutsche Minderheit in Ostoberschlesien betrieben wird. Und diese Hetze ist erkünstelt, sie wird nicht von der polnischen Bevölkerung geteilt, die gewiß in der Gesamtheit gleich uns die Oppelner Vorgänge verurteilt, aber weit davon entfernt ist, die Deutschen in der Gesamtheit dafür verantwortlich zu machen.

Wir unterstreichen, daß die deutsche Presse Oberschlesiens und einschließlich der katholischen, die Oppelner Vorgänge mit vorbereitet hat. Denn hätte sie sich entschieden schon gegen die ersten Beschlüsse des Oppelner Magistrats gewendet, auf das Recht der Minderheiten verwiesen, die nationalistischen Jünglinge wären nicht so frech geworden, hätten sich das Banditenstück nicht geleistet. Und auch die hiesige deutsche Presse hat sehr wenig Männlichkeit gefunden, entschieden von dem deutschen Nationalismus abzurücken, wie es sehr am Platze wäre. Denn Unrecht bleibt Unrecht, gleichzeitig, wo immer es vollzogen wird. Wir Sozialisten aber haben am 1. Mai bewiesen, daß die nationalistische Hetze in unsere Kreise nicht hineinreicht. Dafür hat man sich auch auf deutscher und polnischer Seite „gerächt", man hat unsere Demonstrationen lächerlich gemacht, sie tot geschwiegen. Die deutsche und polnische Arbeiterschaft hat gemeinsam den Willen kund getan, der nationalistischen Hetze ein Ende zu bereiten, sie hat sich zusammengetan und wird an der Verständigung weiter arbeiten. Wir sehen ja, daß in Warschauer Regierungskreisen die Handelsvertragsverhandlungen wieder aufgenommen werden und da sollte man sich auch in der Wojewodschaftsregierung ernsthaft überlegen, ob nicht ein gescheites Wort gegen die Westmarkenhetze eingelegt werden kann, denn wir nehmen nicht an, daß sie im Programm der hiesigen Behörden liegt!

—II.

Zum Bürgermeister von Breslau
wurde der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, Bezirksparteisekretär Mache, gewählt.

Ministerliste des österreichischen Kabinetts

Wien. Die österreichische Regierungskrise ist nunmehr auch formell beendet. Freitag abend hat der Hauptausschuß des Nationalrates den Abgeordneten Ernst Streeruwitz mit Mehrheitsbeschluß mit der Bildung der Bundesregierung betraut. Der künftige Kanzler hat dem Hauptausschuß seine Ministerliste vorgelegt. Diese lautet:

Vizekanzler: Ingenieur Vinzent Schumy (Chr. Soz.).
Justizminister: Franz Slama (Großdeutsch).
Unterrichtsminister: Dr. Emmerich Czermak (Chr. Soz.).
Minister für soziale Verwaltung: Dr. Joseph Resch (Chr. Soz.).
Finanzminister: Dr. Johann Mittelberger (Chr. Soz.).
Landwirtschaftsminister: Florian Födermayer (Chr. Soz.).
Heeresminister: Karl Vaugoin (Chr. Soz.).

Der Nationalrat ist für morgen, Sonnabend, 11 Uhr einberufen, um die Wahl der neuen Regierung vorzunehmen. Die Programmerklärung der neuen Regierung wird erst in der nächsten Woche erfolgen.

Der deutsche Protest in Moskau

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wird der angekündigte Protestschritt des deutschen Botschafters in Moskau am Sonnabend erwartet. Am Vormittag ist eine Besprechung zwischen dem Botschafter und dem Stellvertreter des Außenkommissars Karachan festgesetzt.

Am 2. Mai wurden in Moskauer Arbeiterversammlungen die Vorgänge in Berlin eifrig besprochen. Eine große Rolle hierbei spielten übertriebene Nachrichten über Verluste der Kommunisten und über das energische Vorgehen der Berliner Polizei. In diesen Versammlungen wurden die üblichen Beschimpfungen der Sozialdemokratie und des Berliner Polizeipräsidenten vorgebracht.



Der neue Präsident der Staatsbank der Sowjet-Union
ist Herr Pjatakow.

Die Folgen von Oppeln

Kundgebungen gegen Deutschland in Polen

Warschau. Am Donnerstag fand in Posen eine polnische Studentenkundgebung gegen die Vorgänge in Oppeln statt. Es wurden einige Reden gegen Deutschland gehalten und Entschließungen gefaßt, worauf sich der Zug vor das deutsche Konsulatsgebäude begab. Dort sangen die Studenten das bekannte gegen Deutschland gerichtete Schmählied die Rota. Schließlich versuchten sie das Schild des „Posener Tageblatts" niederzureißen, wurden jedoch, wie die polnische Presse berichtet, von der Polizei daran gehindert.

Am Freitag haben in Warschau 53 Nationalverbände mit der Vereinigung der polnischen Vaterlandsverteidiger an der Spitze eine große Protestkundgebung veranstaltet. Wie verlautet, hat sich auch der Regierungsblock als politische Partei daran beteiligt. Zur Vorbereitung dieser Kundgebungen ist ein an die Bevölkerung Warschaus gerichteter Aufruf erlassen worden, in dem die Bürgerschaft zur Teilnahme aufgefordert wird. In dem Aufruf wird als Inhalt der Kundgebung erklärt, daß das polnische Volk bereit sei, alle Angriffe auf seinen Staat zurückzuweisen.

Aus Thorn wird noch gemeldet, daß der polnische Krieger- und Aufständischenverband, der über 40 000 Mitglieder zählt, seine Bereitschaft erklärt habe, alle Angriffsgelüste auf Polen mit bewaffneter Hand zurückzuweisen.

Warschau. Am Freitag gegen 19 Uhr, nach Schluß der großen deutschfeindlichen Kundgebung auf dem Theaterplatz in Warschau rückte ein mehrere tausend Kopf starker Kundgeberzug von zwei Seiten kommend unter Johlen und Pfeifen gegen das hiesige deutsche Gesandtschaftsgebäude an. Starke Polizeitruppen mit aufgepflanztem Seitengewehr hatten den Zug nach beiden Seiten abgeriegelt und drängten, von berittener Polizei unterstützt, die Massen zurück. Zu ernsten Zwischenfällen scheint es nicht gekommen zu sein, doch wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen. Kurz nach 20 Uhr gab die Menge ihre fruchtlosen Versuche auf und zerstreute sich langsam.

Die neuen französischen Wahlen

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Paris, 2. Mai 1929.

Am 5. Mai finden die Stadtratswahlen in Frankreich statt. Am 12. Mai entscheiden die Stichwahlen über die letzten zweifelhaften Fälle. Die Reaktion, die im vorigen Jahr bei den Kammerwahlen infolge der Finanzmanöver Poincarees Glück hatte, unternimmt die größten Anstrengungen, um die Verwaltung des Rathauses, die in fast allen wichtigen Städten Frankreichs in den Händen von Sozialisten liegt, diesen wieder zu entreißen. Unter anderm haben Marseille, Bordeaux, Lille, Toulouse, Straßburg, Roubaix, Narbonne sozialistische Bürgermeister; die Bürgermeister von Lyon (Edouard Herriot) und Le Havre (Leon Meier) gehören zur „Radikalen Partei".

Die sozialistische Partei Frankreichs hat bereits am 2. April einen „Aufruf an die Arbeiter" veröffentlicht, der einen kurzen Abriß des sozialistischen Kommunalprogramms gibt und der dann mit folgenden Sätzen schließt:

Arbeiter! Wollt ihr etwa einen Klerikalen mit der Verteidigung der weltlichen Schule beauftragen?

Wollt ihr für die Ausführung der Gesundheitsgesetze und für den Kampf gegen die elenden und ungesunden Wohnungen Euch jemanden anvertrauen, der in Blumenparks und in fürstlichen Gemächern wohnt?

Wollt ihr einen reichen Fabrikbesitzer darum bitten, die Sozialversicherungsgesetze richtig anzuwenden, die er stets bekämpft hat?

Verlangt ihr von reaktionären Stadträten, daß sie bei den Senatorenwahlen für Männer stimmen, die für Steuergerechtigkeit, für Demokratie und gegen den üblen Kapitalismus und die Vorherrschaft der Bankmächte, die schließlich energisch für die Befreiung der Arbeiter und die Organisation des Weltfriedens kämpfen?

Dann würdet ihr Euch selbst und Eure Familie, Eure Klasse und Euer Land nur einem noch größeren Elend, größerer Knechtschaft und größerer Kriegsgefahr aussetzen.

Arbeiter! Die sozialistische Partei fordert Euch erneut auf, Eure Ketten zu brechen und auf dem Wege, der zur Befreiung führt, einen weiteren Schritt vorwärts zu kommen. Stimmt überall für die sozialistischen Listen und für das sozialistische Programm bei den Stadtratswahlen!"

Der Nationalrat der sozialistischen Partei hat als Wahlparole beschlossen, im ersten Wahlgang überall nur sozialistische Kandidaten aufzustellen, bei der Stichwahl dagegen für den Kandidaten einzutreten, der am ehesten geeignet ist, die Reaktion zu schlagen.

Im Pariser Stadtrat sind die sozialistischen Kräfte einstweilen ungeheuer schwach. Von seinen 80 Stadträten sind 46 reaktionär und 7 kommunistisch. Ein Stadtrat erhält eine Indemnität von 27 000 Franken pro Jahr (ein Generalrat 12 000, ein Kammerdeputierter 60 000; 60 000 Franken sind 22 000 Zl.). Seit 1871 unterstehen die Pariser Wahlen einem Wahlgesetz von schreiender Ungerechtigkeit. Paris hat 20 Arrondissements. Die ersten zehn Pariser Arrondissements von einer meist reaktionären Bevölkerung wählen allein 40 Stadtverordnete, obwohl sie weniger als ein Drittel der Pariser Bewohner darstellen. Die 4629 Einwohner des Pariser Wahlkreises Gaillon in der Stadtmitte, wo die Banken und Exporthäuser stehen, wählen ebensoviel Stadtverordnete wie die 120 207 Einwohner des Arbeiterviertels Clignancourt im Norden von Paris. So ist die Pariser Stadtverwaltung seit 20 Jahren ununterbrochen in den Händen der Reaktion. Bei den letzten Stadtratswahlen vor vier Jahren wurden von den ausscheidenden Stadträten 79 ohne Unterschied der Parteirichtung wiedergewählt. Die besonders nach Kriegsende einsetzende Wohnungskrisis hat zur Folge gehabt, daß sich die Arbeiter mehr in den Außenvororten von Paris ansiedelten. Diese haben zum Teil sozialistische Bürgermeister (Pre-St.-Gervais, Pantin, Montrouge, Suresnes), zum Teil kommunistische (St. Denis, Malakoff). Ein roter Gürtel liegt um die Stadt Paris.

Immerhin sind diesmal einige Ueberraschungen möglich, da die Kommunisten im Unterschied zu 1925 beschlossen haben, auch beim zweiten Wahlgang ihre aussichtslosen Kandidaten aufrecht zu erhalten und sie nicht wieder zu Gunsten von aussichtsvollen sozialistischen oder republikanischen Kandidaten zurückzuziehen Diese Dickkopf-Taktik wird manchem Reaktionär in den Sattel helfen. Die Stadträte und die Generalräte wählen das Kollegium, welches 1930 und 1933 je ein neues Senatsdrittel zu wählen hat (die Mandatsdauer der Stadtverordneten wurde vor einigen Wochen von 4 auf 6 Jahre erhöht). Daher haben diese Stadtverordnetenwahlen vom 5. Mai für das künftige politische Bild Frankreichs die größte Bedeutung.

Kurt Lenz.

Steckbriefe gegen Kroatenführer

Belgrad. Gegen die Kroaten Dr. Pawelitsch und Persetsch hat der Staatsanwalt des Staatsgerichtshofes einen Steckbrief auf Grund ihrer südslawien-feindlichen Reden in Sofia, erlassen.

Einigung in Paris?

Entscheidung erst am Montag

London. Die aus Paris in London eingetroffenen Gerüchte, wonach zwischen den deutschen und den alliierten Vertretern eine Einigung erreicht sei oder unmittelbar bevorstehe, werden in London sehr vorsichtig aufgenommen. Irgendwelche Anhaltspunkte, die einen solchen plötzlichen Umschlag rechtfertigen, liegen nicht vor und man glaubt auch nicht, daß die deutsche Abordnung durch Erhöhung ihres Angebots oder die Alliierten durch entsprechende Verminderung ihrer Forderungen eine vollkommen neue Einigungsgrundlage zu bilden bereit sind. Man glaubt vielmehr, daß es sich bei allen angeblichen neuen Plänen der letzten Tage um nichts anderes handelt als die übertriebene Uebergabe der Bemühungen der Sachverständigen, doch noch zu einem Kompromiß zu gelangen. Es ist bezeichnend, daß alle Mitteilungen über angebliche neue Pläne in letzter Zeit von französischer Seite ausgehen, während die Franzosen noch vor kurzem aller Welt versicherten, daß sie es bei dem Dawesplan durchaus bewenden lassen könnten. In Wirklichkeit zeigt sich nun eine stärkere Nervosität auf französischer Seite, nachdem der Mißerfolg des Bruches auf die deutsche Abordnung offenkundig geworden ist.



Der blutige 1. Mai in Berlin

Im Norden und im Osten Berlins kam es am 1. Mai zu blutigen Zusammenstößen zwischen demonstrierenden Kommunisten und der Polizei, die mit Wasserspritze, Gummiknüppel und in äußersten Fällen mit der Waffe für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgte. In der Umgegend des Hermannplatzes und auf dem Wedding, wo die Kommunisten aus umgeworfenen Wagen und Baumaterial Barrikaden errichteten, kam es sogar zu richtigen Straßenschlachten. 21 Tote und 400 Verletzte sind die Opfer der beispiellosen kommunistischen Hetze geworden. — Ein Bild aus dem Norden Berlins: Demonstranten flüchten vor der anrückenden Polizei.

Faschistischer Freundschaftsbund

Grandis Besuch in Budapest.

Budapest. Der italienische Staatssekretär des Auswärtigen, Grandi, hatte mit dem Ministerpräsidenten Bethlen eine zweistündige Unterredung und wurde dann vom Reichsverweser von Horthy in Privataudienz empfangen. Um ½2 Uhr fand ein Frühstück beim Reichsverweser statt, an dem auch die Gattin Grandis sowie mehrere Mitglieder der Gesellschaft sowie das diplomatische Korps teilnahmen. Abends besuchte Grandi die Königliche Oper, wo ihm zu Ehren eine Gala-Vorstellung gegeben wurde. Nach der Vorstellung begab sich Grandi in das Parlamentsgebäude, wo der Präsident des Abgeordnetenhauses ein Abendessen gab, an dem die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden sowie die führenden Persönlichkeiten des ungarischen öffentlichen Lebens, der Kunst, Wissenschaft und Literatur teilnahmen.

Zur Verhaftung der deutschen Studenten in Galizien

Einleitung eines Prozesses.

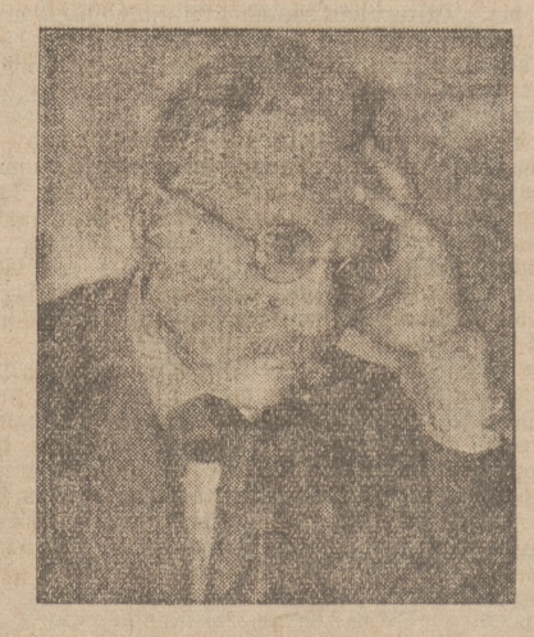
Warschau. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, sind die drei in Galizien verhafteten Studenten in das Stanislauer Gerichtsgefängnis überführt worden. Die Voruntersuchung soll auf Grund der Beschuldigung politischer, wirtschaftlicher und militärischer Spionage fußen. Die Anklage stützt sich auf die angebliche Zugehörigkeit der jungen Leute zum Wehrwolf. Diese Anschuldigung soll scheinbar dazu dienen, die Studenten als Angehörige einer Reichswehrformation zu verdächtigen. Die Verhaftung wurde von einem Agenten der Geheimpolizei vorgenommen, der früher deutscher Lehrer gewesen sein will. Man muß mit einer längeren Untersuchungshaft rechnen, da vom Gericht die Vernehmung der Personen angeordnet worden ist, mit denen die jungen Leute während ihrer Wanderschaft durch Polen in Berührung gekommen sind. Als erste seien bereits sämtliche Lehrkräfte der deutschen Volksschulen und deutschen Gymnasien vorgeladen worden.

Ein Todesurteil in Landsberg (Warthe)

Landsberg. Das Landsberger Schwurgericht verurteilte am Donnerstag den Polen Klymek, der im Jahre 1922 den Kassenboten der Bornhofener Ziegelwerke bei Neudamm ermordet und beraubt hatte, zum Tode.

Massenverhaftungen von Kommunisten in Indien

London. Auf Grund der Aussagen eines während der Unruhen in Lahore verhafteten Mannes hat die englische Polizei in Indien am Donnerstag in Lahore, Bombay, Allahabad und drei anderen großen Städten umfangreiche Aktionen gegen die Kommunisten durchgeführt und zahlreiche Personen verhaftet, sowie viel Propagandamaterial beschlagnahmt. Die Polizei ist der Ueberzeugung, daß die kommunistische Organisation für die Ausschreitungen und den Bombenwurf in Neu-Delhi verantwortlich ist.



Zum 60. Geburtstag des Tondichters Hans Pfitzner

Am 5. Mai begeht der berühmte deutsche Opern- und Liederkomponist Professor Hans Pfitzner seinen 60. Geburtstag. Von seinen Werken seien „Der arme Heinrich", „Palestrina" und die Kantate „Von deutscher Seele" genannt.

Polnisch-Schlesien

Schwache Beteiligung an der Feier des Nationalfeiertages in Kattowitz

Der Nationalfeiertag ist in der Wojewodschaftshauptstadt im Rahmen der alljährlichen Feierlichkeiten begangen worden. Am Donnerstag abend zog das Militär und Gruppen von Aufständischen mit Fackelbeleuchtung durch die Stadt. Die Beteiligung an diesem Umzug war nur sehr mäßig. In der Nacht zum Freitag haben die Aufständischen wieder auf dem Ring in Kattowitz ein Bivak veranstaltet, wobei eine vom Stadtpräsidenten Kocur unterzeichnete Parole verlesen wurde, in der die gegen Deutschland üblichen Beschimpfungen natürlich nicht fehlen dürften. Den Aufständischen wurden die Reden Hindenburgs bei seinem Besuch in Deutsch-Oberschlesien und Stresemanns in Genf sowie der letzte Parteitag des Zentrums in Breslau und selbstverständlich auch die Vorfälle in Oppeln in Erinnerung gerufen und als Angriffe der Deutschen gegen den Bestand der polnischen Westgrenzen bezeichnet. Die Aufständischen sollten daher Hand in Hand mit den Behörden zum Schutze der Grenzen und zur Verteidigung der nationalen Ehre arbeiten. Den Aufständischen seien auch durch Zersplitterung in den eigenen Reihen neue schwere Aufgaben zugefallen, die sie, nachdem weite Kreise der nationalen Arbeit fernstehen, allein erfüllen müßten. Nach Verlesung der Parole und Auszeichnung vereinter Aufständischer wurde am Aufständischendenkmal ein Kranz niedergelegt. Am Freitag morgen fand im Südpark ein von Bischof Lisiecki zelebrierter Feldgottesdienst statt, worauf sich die abkommandierten Militär-, Polizei- und Aufständischenabteilungen sowie Schulkinder zu einem Umzug formierten, der nach dem Ringe zog. Durch den Boykott der beiden großen polnischen Parteien war die Beteiligung der Bevölkerung sehr gering. Am Ringe wurde vom Wojewoden und den Vertretern der Behörden die Parade abgenommen und dann durch Megaphone verstärkt am Theater mehrere Reden gehalten. Am Nachmittag fanden sportliche Veranstaltungen und Volksbelustigungen statt. Soweit bisher bekannt ist, sind die Feierlichkeiten ohne jegliche Zwischenfälle programmäßig verlaufen.

Die Arbeitsgemeinschaft mit den Betriebsräten lehnt den Schiedsspruch für die Metallindustrie ab

Der Schlichtungsausschuß hat bekanntlich am 30. 4. für die Metallhütten getagt. Der Sejmsaal war von interessierten Betriebsräten fast überfüllt. Das Ergebnis des Schiedsspruches war äußerst mager ausgefallen. Man hatte nur eine 6prozentige Lohnerhöhung ab 1. Mai den Metallhüttenarbeitern zugesprochen. Weiter wurde im Schiedsspruch nur festgehalten die bereits vom Arbeitgeber zugestandene Streichung der Klassen 1—11 für Lohnarbeiter, sowie eine Erhöhung für die Lehrlinge und Jugendliche von 1,00 auf 1,50 Zloty. Der Schiedsspruch selbst hat Gültigkeit bis 31. August d. Js. Auch ist vermerkt, daß innerhalb 5 Tagen die Parteien ihre Annahme oder Ablehnung erklären sollen. Alle übrigen Fragen wie z. B. Ausgleich der 24 Jahre und darüber alten Schichter mit der Gruppe e, der Facharbeiterregelung, der Prämie und Akkord bei den Zinköfen, ferner Regelung der Prämie wie ihre Grundlöhne für die Röstarbeiter, Deputatkohle. Reduzierung der Facharbeitergruppen wurde zur nochmaligen Verhandlung an den Arbeitgeber zurückverwiesen und dies mit dem Termin bis Ende Mai.

Dieser Schiedsspruch ist am gleichen Tage von der Arbeitnehmerseite, welche als Partei wie als Zuhörer teilnahmen, mit großer Entrüstung entgegengenommen und am gleichen Tage mußte die Arbeitsgemeinschaft noch Stellung zu dem Schiedsspruch nehmen, die eine einstimmige Ablehnung ergab. Die Betriebsräte werden diesbezüglich Bericht bei den einzelnen Hütten erstatten und nach diesem wird zu den weiteren Schritten mit der Arbeitsgemeinschaft Stellung genommen.

Lohnbewegung im Tischlergewerbe!

Am Montag, den 29. 4. verhandelte der Schlichtungsausschuß zum drittenmal in der Angelegenheit, Lohnforderung der Holzarbeiter, welche sich seit November vorigen Jahres hinzieht und fällte einen Spruch, der wirklich der hingehaltenen Zeit und den Teuerungsverhältnissen nicht entspricht. Der tarifliche Spitzenlohn von 1,25 Zloty erhöht sich ab 30. April 1929 um 7 Prozent, bindend bis zum 31. Oktober 1929. Kündbar 14 Tage vor Ablauf dieses Termins.

Zu diesem Spruch haben die Organisationsleitungen eine öffentliche Holzarbeiterversammlung für den 2. Mai nach dem Zentral-Hotel einberufen, mit dem Thema: Stellungnahme zum Schiedsspruch. Interessant und belastend waren die Ausführungen der Referenten Koll. Miedzinski in poln. und Koll. Koschek P. in deutscher Sprache. Verglichen wurden die Löhne der verwandten Berufe und der Tischler und festgestellt, daß trotz Lohntarifs, Löhne bis zu 40 Groschen die Stunde für gelernte Tischler gezahlt werden. Zutreffend ist dies bei der Firma Dembinski Katowice, dessen Chef (Vorsitzender des Arbeitgeberverbandes) vor lauter Arbeiterfreundlichkeit und Nächstenliebe feststellt, daß es seinen Arbeitern noch nicht so schlecht gehen kann; kommen sie doch anständig und sauber gekleidet zur Arbeit. (Also Kollegen: Arm und elend seit Ihr erst dann, wenn Ihr die galizische, landvölkische Mode aufnimmt und Herrn Dembinski durch Eure Anspruchslosigkeit inzwischen zum Beherrscher und Magnaten der Holzindustrie verhilft.)

Es ist, mit einzelnen Ausnahmen, in verschiedenen anderen Betrieben nicht viel besser. Auch die Ansicht des neuen Schlichtungsausschußvorsitzenden ist bezeichnend. Stellt der Herr schon Vergleiche über Einkommen und Berufskategorien, so wäre es in Zukunft von ihm angenehmer zu hören, auch die Einkommen der Herrn von oben runter mit einzubeziehen und die Arbeiter würden bei ihren Lohnverhandlungen bedeutend besser abschneiden. Auch die allgemeine Wirtschaft würde dabei ein Plus haben.

In der Diskussion stellten sich alle Redner auf den Standpunkt, daß der Schiedsspruch, in bezug auf Höhe und Dauer, nicht annehmbar ist und die Gewerkschaftsführer beauftragt, in befristeter Zeit den Demobilmachungskommissar anzurufen. Die Abstimmung ergab einstimmige Ablehnung des Schiedsspruchs und Weiterleitung an den Demobilmachungskommissar. Im Verfolg der Zeit sind zwei Resolutionen eingegangen, die im Sinn der Sache nicht abweichend waren und auch einstimmig angenommen wurden.

Resolution.

Die am heutigen Tage versammelten Holzarbeiter beider Richtungen haben den am 29. April gefällten Schiedsspruch zur Kenntnis genommen und weisen denselben mit Entrüstung zurück. Die Versammelten protestieren gegen die einseitige Haltung des Schlichtungsausschusses und behalten sich, falls der Demobilmachungskommissar nicht zufriedenstellend eingreift, andere Schritte vor.

Lohnverhandlung für die Eisenindustrie

Die Gewerkschaften sind endlich durch den Arbeitgeberverband am 1. Mai zu einer Verhandlung für den 2. Mai (Donnerstag), vormittags 11 Uhr, geladen worden. Die Arbeitsgemeinschaft hat sich bereits um 9 Uhr am Donnerstag zu einer Sitzung zusammengefunden, um noch einmal die gestellten Forderungen zu besprechen. Bei der Sitzung mit den Arbeitgebern, welche vom Herrn Direktor Tarnowski geleitet worden ist, wurde eine einmalige Begründung für eine allgemeine Lohnerhöhung gegeben. Man berief sich noch auf den nicht ausgeglichenen Lohn vom Jahre 1924 bis heute und auf die immer noch steigenden Lebensmittel, welche eine Erhöhung der Löhne rechtfertigen. Im übrigen ist in allen Industriezweigen, ob Groß- oder Kleinindustrie dies anerkannt worden, weshalb die Gewerkschaften für die Eisenhüttenarbeiter eine zehnprozentige Erhöhung stellten. In der Entgegnung durch den Arbeitgeberverband von seiten Herrn Direktor Tarnowski, wurde die Tragbarkeit einer Erhöhung nicht in Frage gestellt. (Auch die Kommission, die die Hüttenverhältnisse bei uns zu kontrollieren hatte, hat in ihrem Bericht bereits die Rentabilität festgestellt und eine Eisenpreiserhöhung als überflüssig angesehen.) Die Arbeitgeber können einer Erhöhung nicht zustimmen, weil die Verdienste angeblich zu hoch wären. Die Arbeitgeberseite beantragt, eine Lohnerhöhung fallen zu lassen, dagegen eine Revision der Akkorde vorzunehmen (allerdings zuungunsten der Arbeiter). Anwesend war auch Herr Oberdirektor Sabaß, welcher ebenfalls in seiner üblichen Art die hohen Durchschnittsverdienste vortrug. Angeblich sollen in der Eisenindustrie 40 Prozent Arbeiter 250 Zloty monatlich verdienen, 20 Prozent 350 Zloty, 4 Prozent 500 Zloty und darüber nur 5 Prozent Arbeiter würden zirka 150 Zloty monatlich verdienen. Von Gewerkschaftsseite wurde diese statistische Aufstellung dahin korrigiert, daß es sich um Gesamtverdienste handeln kann, wobei Ueber- und Sonntagsarbeit eingeschlossen ist. Aus den reinen tariflichen Löhnen müsse auch die Arbeitgeberseite zugeben, können derartige Verdienste im Durchschnitt nicht gehalten werden. Nachdem es noch zu einigen Auseinandersetzungen über Arbeitszeit, Akkord usw. gekommen ist, mußte die Verhandlung als ergebnislos betrachtet werden und die Arbeitsgemeinschaft wird demnächst mit den Betriebsräten zur weiteren Beratung zusammentreten, wobei endgültige Beschlüsse über das weitere Vorgehen gefaßt werden. ld.

Der Schlesische Sejm und die Landesverwaltung

Der höchste Staatsbeamte, der Wojewode, wird nicht vom Schlesischen Sejm, sondern von der Staatsregierung nominiert. Dasselbe bezieht sich auch auf den Vizewojewoden und alle anderen Staatsbeamte, die teils durch die Regierung selbst, teils durch die Wojewodschaft nominiert werden. Tatsächlich hat der Schlesische Sejm laut Organischen Statuts auf die Nominierung der Staatsbeamten keinen direkten Einfluß. Die Sicherheitsorgane in der Wojewodschaft sind dem Schlesischen Sejm unterstellt. Er hat auch durch ein besonderes Gesetz den Sicherheitsdienst in der Wojewodschaft geregelt, in dem er drei Polizeidirektionen, und zwar die Direktion in Kattowitz, Königshütte und Bielitz ins Leben rief. Der Schlesische Sejm bewilligte die Gelder für die Polizei und konnte seinen Einfluß bei der Besetzung der leitenden Stellen in der Polizei durch Beschluß von Resolutionen zur Geltung bringen. Er hat zwar auch sehr oft an dem Vorgehen der Polizei Kritik geübt und seine Ansicht in entsprechenden Anträgen kundgetan, aber man hat sich um seinen Willen nicht immer gekümmert. Man muß zugeben, daß der Schlesische Sejm, wenn es sich um die Verwaltung des Landes handelt, sein Bestes getan hat. Davon zeugt eine Reihe von Resolutionen, die in Bezug auf die Amtshandlung in der schlesischen Wojewodschaft durch den Sejm beschlossen wurden. Der Sejm verlangte von den Wojewodschaftsbeamten eine unparteiische und gewissenhafte Pflichterfüllung. Auf der anderen Seite sorgte er für die Landesbeamten nach Kräften. Wir verweisen hier auf das Besoldungsgesetz vom 8. Juli 1925, laut welchem die Beamten einen 40 prozentigen Zuschlag zu ihren Gehältern erhalten, ferner das Pensionsgesetz vom 20. April 1926 und das Wohnungszuschußgesetz für die Beamten.

Hat der Schlesische Sejm auf die Nominierung der Wojewodschaftsbeamten, einschließlich des höchsten Beamten, keinen direkten Einfluß gehabt, so steht ihm nach dem Organischen Statut zu, einen Teil des Wojewodschaftsrates zu wählen. Der Wojewodschaftsrat setzt sich bekanntlich aus sieben Mitgliedern zusammen, und fünf davon sind wählbar. Nach dem Organischen Statut ist der jeweilige Wojewode Vorsitzender des Wojewodschaftsrates, und sein Vertreter ist der Vizewojewode. Diese beiden Mitglieder des Wojewodschaftsrates werden durch die Zentralregierung nominiert, während die übrigen 5 Mitglieder vom Schlesischen Sejm direkt gewählt werden. Zweifellos hat dieser unzulängliche Einfluß bei der Nominierung des Wojewoden arge Schattenseiten, die sich in den letzten Jahren wiederholt gezeigt haben. Jedesmal, wenn der Schlesische Sejm über äußerst wichtige und aktuelle Dinge verhandelt hat, war der Wojewode nicht zugegen gewesen, und gab keine Erklärung ab. Wir wollen hier von den übrigen Beamten absehen, halten aber eine Abänderung des Organischen Statuts, wenn es sich um die Regelung des Verhältnisses des Wojewoden zum Schlesischen Sejm handelt, für angezeigt. Der oberste Beamte sollte doch entweder persönlich oder durch seine Vertreter dem Sejm jede gewünschte Aufklärung geben, wenn die Autonomie der Wojewodschaft überhaupt noch einen Inhalt haben soll.

Das Pressedekret und die Genfer Konvention

Die Genfer Konvention bestimmt, daß die nationale Minderheit berechtigt ist, in ihrer Muttersprache Zeitungen zu drucken beziehungsweise sie vom Auslande zu beziehen und zu verbreiten, und zwar im Sinne des damals in Kraft stehenden Pressegesetzes. Die Minderheitspresse ist nach Artikel 79 nicht verpflichtet, amtliche Berichte zu bringen und falls sie welche aufnimmt, so müssen diese der Minderheitspresse in ihrer Muttersprache zugestellt werden, und zwar gegen eine übliche Bezahlung. Der Artikel 1, Punkt 4, bestimmt, daß anders lautende Gesetze auf das Abstimmungsgebiet gar nicht ausgedehnt werden dürfen. So die Genfer Konvention und die Praxis?

Schon länger als 1 Jahr steht in Polnisch-Oberschlesien ein Pressedekret in Kraft, von dem alle jenen, die überhaupt eine Zeitung lesen, wissen werden, daß die Oppositionspresse fortwährend beschlagnahmt wird, vors Gericht gezerrt und verurteilt wird. Aber nicht das allein ist es, worüber wir sprechen wollen, sondern über den Zwang, dem die Presse bei uns unterworfen ist, eine jede Berichtigung, selbst wenn sie nicht wahr ist, aufzunehmen, als auch über das Abdrucken von Urteilen nach dem Pressedekret, die sich auf die Beschlagnahmen beziehen. Die Genfer Konvention bestimmt, daß die Minderheitspresse nicht verpflichtet ist, amtliche Berichte irgend welcher Art aufzunehmen und wenn sie sie gegen Bezahlung aufnehmen will, so müssen ihr die Berichte in ihrer Muttersprache zugestellt werden. Das Pressedekret bestimmt, daß eine jede Berichtigung in jener Sprache aufgenommen werden muß, in welcher sie verfaßt wurde und daß alle Urteile über die Beschlagnahme auf Kosten des Blattes, selbstverständlich in der polnischen Sprache aufgenommen werden müssen. Unsere Leser werden wissen, daß wir jeden Augenblick Berichtigungen und Urteile in der polnischen Sprache bringen, wozu wir nach dem Pressedekret gezwungen sind. Da wir einmal eine Berichtigung der Wojewodschaft in polnischer Sprache, wie sie uns zugestellt wurde, gebracht haben und die Wojewodschaft ausnahmsweise diese Berichtigung in der deutschen Sprache verlangte, wurden wir bestraft. Etwas anderes bestimmt die Genfer Konvention und ganz was anderes das Pressedekret. Freilich müssen wir uns nach dem Pressedekret richten, weil man sonst unser Blatt womöglich ganz verbieten würde und wir die Erscheinung ganz einstellen müßten. Doch bestimmt die zitierte Konvention ausdrücklich, daß anders lautende Gesetze im Abstimmungsgebiet nicht eingeführt werden dürfen. Die Genfer Konvention ist eine internationale Abmachung und man sollte meinen, daß sie auch eingehalten wird. Das ist jedoch nicht der Fall, weil trotz der Genfer Konvention das Pressedekret bei uns eingeführt und gegen die Minderheitspresse rigoros angewendet wird.

Schön ist das jedenfalls nicht und beweist nur, daß internationale Abmachungen auch keinen Wert haben, wenn dahinter keine Macht steht.

Der Staatspräsident in Kattowitz

Am Sonntag trifft der Staatspräsident um 8 Uhr früh mit einem Sonderzuge in Kattowitz ein und wird am Bahnhofe von den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden empfangen werden. Dann erfolgt die Fahrt in die Villa des Wojewoden Dr. Grazynski, wo ein Frühstück im engsten Kreise stattfinden wird. Nach dem Frühstück wird der Staatspräsident am Gottesdienst, den der Bischof von Kattow. zelebrieren wird, teilnehmen und wieder in die Villa des Wojewoden zurückkehren. Um 11 Uhr erfolgt dann die Einweihung des Wojewodschaftsgebäudes, der eine Besichtigung desselben folgen wird. Nach der Besichtigung wird der Staatspräsident einige verdienstvolle Schlesier dekorieren und sodann in die Villa des Wojewoden zurückkehren. Das Frühstück findet um 13 Uhr in den Gesellschaftsräumen des Geselligkeitsvereins statt und wird vom Kattowitzer Stadtmagistrate arrangiert.

Nach dem Frühstück wird der Staatspräsident im neuen Wojewodschaftsgebäude Audienzen erteilen. Dann findet im engsten Kreise ein Mittagessen in der Villa des Wojewoden statt.

Der Staatspräsident bleibt auch am 6. Mai in Kattowitz und wird an der Einweihung der Arbeiterkolonie in Schwientochlowitz teilnehmen. Den Staatspräsidenten begleitet der Innenminister, General Skladkowski.

Starker Nebel über Oberschlesien

Am Donnerstag setzte über Oberschlesien ein starker Nebel ein, der sich binnen kurzer Zeit so verdichtete, daß eine ägyptische Finsternis herrschte. Am meisten litt dadurch der Eisenbahnverkehr, denn sehr viele Züge hier, wie in Deutsch-Oberschlesien hatten erhebliche Verspätungen.

Kattowitz und Umgebung

Kriegsgefangenen zur Beachtung. Am kommenden Sonntag finden nachstehende Versammlungen der ehem. Kriegs- und Zivilgefangenen statt: In Myslowitz vormittags 10,30 Uhr im Lokal Galbas, in Siemianowitz nachmittags 2 Uhr in der Restauration Weinbrand und in Lipiny nachmittags um 2 Uhr im Lokal Machon. An dem gleichen Tage erfolgt in der Ortschaft Brzezowice die Neugründung einer Ortsfiliale.

Ausschreibung öffentlicher Arbeiten. Nachdem der Rohbau der beiden staatlichen Gymnasien in Nikolai und Lublinitz fertiggestellt worden ist, schreibt das schlesische Wojewodschaftsamt die Tischler- und Putzarbeiten, sowie die Arbeiten zwecks Legung von Fußböden und Ansätzen aus. Die Einreichung der Offerten hat in verschlossenen Briefumschlägen bis spätestens zum 15. Mai, vormittags 11 Uhr, beim Wydzial dla Robot Publicznych im Wojewodschaftsgebäude zu erfolgen. Vor Einsendung der Offerten müssen die Bewerber nachstehende Gebühren an das Finanzamt entrichten, und zwar bis 100 000 Zloty des Offertenpreises 5 Prozent, bis 500 000 Zloty 4 Prozent und über 500 000 Zloty 3 Prozent, entrichten.

Verein für volkstümliche Vorträge. Die für Sonnabend, den 4. und Sonntag, den 5. Mai geplante Stiftungsfeier des Vereins wird auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

Neudorf. (Der 1. Mai.) Auch in diesem Jahre wurde für die umliegenden Ortschaften die Maifeier in Neudorf abgehalten. Schon um 8 Uhr morgens konzertierte im Garten des Herrn Brzenczek die Neudorfer Kapelle. Allem Erwarten trafen die umliegenden Ortsgruppen pünktlich ein, so daß der Demonstrationsumzug, nach Formierung der einzelnen Gruppen, sich in Bewegung setzte, der dann durch ganz Neudorf marschierte. Der Zug umfaßte zirka 1000 Personen, die 7 Fahnen und 2 Musikkapellen mit sich führten. Der Rückmarsch erfolgte nun wieder in denselben Garten zurück, wo an die vor Freude strahlenden Genossen und Genossinnen die Ansprachen in deutscher, durch den Gen. Matzke, und in polnischer durch die Gen. Kowalec und Manka erfolgten. Die Ausführungen der Referenten fanden begeisterten Anklang bei den Anwesenden, die auch reichen Beifall spendeten. Nach Verlesen einer Resolution, welche einstimmige Annahme fand, wurde mit einem brausenden Hoch auf das internationale Proletariat die offizielle Feier geschlossen. Die Musik gab noch mehrere Stücke als Einlage und die Genossen blieben wohl recht lange beisammen. Abends fand dann noch ein Tanzkränzchen statt, an dem noch so mancher in aller Gemütlichkeit die frohen Stunden des Festes verlebte.

Königshütte und Umgebung

Eine Kulturtat erfordert die andere.

Die Oppelner Vorgänge, wie sie schon zur Genüge bekannt sind, und die insbesondere vom Volkswillen verurteilt wurden, lassen die polnischen Patrioten nicht zur Ruhe kommen. Ihnen genügt es keineswegs, wenn von seiten der zuständigen deutschen Behörden alles unternommen wird, das von unverantwortlichen Elementen begangene Verbrechen, einer gerechten Sühne zuzuführen. Vielmehr nehmen sie an diese Tat insofern zu rächen, als sie zu Repressalien greifen. Als solche muß nämlich ihre Arbeit bezeichnet werden, die sie in der Nacht vom 2. zum 3. Mai vollführten, und die uns zurückversetzt in die Zeit unmittelbar nach der Gebietsübernahme, damals, als man alles bekleisterte und beschmutzte, was irgendwie im Verdacht stand, deutsch zu sein. In derselben Weise betätigten sich gewisse Leute wiederum Plakate mit der Aufschrift: „Pfui, deutsche Kulturträger, schämt euch eurer Tat in Oppeln", klebte man deutschen Firmen auf ihre Schilder, wobei das Volkshaus ganz besonders bedacht wurde und in solcher Form, verdreckt und versaut, den 3. Mai erwachen sah. Dort leisteten die Schmierfinken ganze Arbeit. Ob das eine Kulturtat war? Selbst gute Polen zweifelten sehr ernstlich dran. Schon allein aus dem Grunde, daß man eine derartige „Kulturarbeit" am Nationalfeiertag ausführte, denn unmöglich konnte sie vor 12 Uhr ausgeübt worden sein, da bis zu der Stunde bekanntlich die Restaurants geöffnet sind, von denen sich zwei im Volkshaus befinden. Dabei soll gar nicht erst untersucht werden, inwieweit unser Gewerkschaftshaus mit den Oppelner Vorfällen in Einklang zu bringen ist. Aber das ist natürlich „Kulturmenschen" gleichgültig, während sie eine „Kulturtat" verdammen, zeigen sie eine bessere. Ihre Schmiererei hat zur Verschönerung der sonst ganz hübschen Straßendekoration nicht weiter beigetragen, nachdem es aber getan worden ist, rechnen wir es eben als ein Kulturbedürfnis. So sind nun mal Ansichten über Kultur bei den polnischen Patrioten, wer darüber anderer Meinung war, entfernte einfach den Dreck, was zum größten Teil von den Betroffenen auch getan wurde.

Maifeier der Kinderfreunde. Auch hierorts waren die Kinderfreunde bestrebt, den 1. Mai als ihren Feiertag zu begehen. Bereits in den frühen Morgenstunden betätigten sie sich sehr begeistert und anerkennenswert beim Verkauf der Mainelken, und demonstrierten in immerhin ansehnlicher Zahl auch im Umzug mit. Leider versagte ihnen ein Beschluß des Parteivorstandes, die Mitbeteiligung am Abendprogramm, was sie veranlaßte, die Feier schon am Nachmittag im Büfettzimmer des Volkshauses zu begehen. Bei Gesang, Deklamationen, Vorträgen sowie einigen sehr netten Violinsolos des Genossen Bronner, blieb die kleine Schar etliche Stunden beisammen, um nach einer Bewirtung mit Kaffee und Kuchen das Fest zu beschließen. Im allgemeinen waren alle Versammelten von der Veranstaltung befriedigt; sie werden bestimmt an den diesjährigen Mai mit Freuden zurückdenken.

Bischofsbesuch. Für den 15. Mai hat sich der Bischof zu einem Besuch der Stadt Königshütte angemeldet. Das ist an sich bestimmt nicht welterschütternd, aber die hohe Obrigkeit glaubt sich aus dem Grunde veranlaßt, besondere Empfangs- und sonstige Feierlichkeiten arrangieren zu müssen. Dabei spielen selbst enorme Geldmittel keine Rolle, wenn es nur gilt zu repräsentieren. So ist auch diesmal seitens des Magistrats eine beträchtliche Summe bereitgestellt worden, um ja nur nicht zurückzustehen. Es wirkt direkt paradox, wenn man anläßlich

Die Einweihung des Wojewodschaftsgebäudes

Eine große Feierlichkeit findet morgen in Kattowitz statt, zu der auch das polnische Oberhaupt, der Staatspräsident Moscicki, nach Kattowitz kommen wird. Es findet nämlich die Einweihung des neuen Wojewodschaftsgebäudes statt, daß deshalb so monumental wie kein zweites Wojewodschaftsgebäude in Polen ausgefallen ist, weil hier der Sitz des Schlesischen Sejms sein soll. Man wollte daher etwas besonderes schaffen, ein denkwürdiges Gebäude das besonders abstechen sollte. Nun steht das Gebäude fertig da und wird morgen eingeweiht, aber der Schlesische Sejm ist nicht da, und die, die das Gebäude einweihen werden, sie wünschen unser Parlament überall hin nur nicht in unsere Wojewodschaft. Das bezieht sich selbstverständlich auf die Aufständischen und ihre Führer, sowohl die physischen als auch die geistigen. Und gerade bot sich eine schöne Gelegenheit gleichzeitig mit der Einweihung des Wojewodschaftsgebäudes den neuen Schlesischen Sejm zu eröffnen. Am 12. Februar 1929 wurde der alte Schlesische Sejm aufgelöst und hätte die Regierung gleichzeitig mit der Auflösung die Neuwahlen ausgeschrieben, wie es das organische Statut vorschreibt, so wäre der neue Sejm bereits gewählt und er könnte bei der Uebergabe des neuen Wojewodschaftsgebäudes seinen Bestimmungen ebenfalls übergeben werden können. Das wäre wenigstens eine Genugtuung für das schlesische Volk gewesen, für die vielen Millionen, die aus den Steuergroschen für das neue Gebäude ausgeworfen wurden. Nun bleibt diese Genugtuung aus, und am Sonntag werden nur Büroräume der Beamten übergeben, während die Sejmräume, die doch hier im Mittelpunkt stehen, weiterhin leer bleiben. Was wird sich das polnische Staatsoberhaupt denken beim Betreten des Sitzungssaales des Schlesischen Sejms? Wurden doch in den letzten Wochen an den Staatspräsidenten eine Reihe von Entschließungen, die durch die verschiedenen polnischen Parteien angenommen wurden, abgesandt und der Staatspräsident hat sicherlich diese Entschließungen gelesen. Die gewaltige Mehrheit des schlesischen Volkes hält an der Autonomie unentwegt fest und bringt dem polnischen Oberhaupte die dem Volke verliehenen Rechte in Erinnerung. Das schlesische Volk betrachtet die morgige Einweihung des Wojewodschaftsgebäudes und mit ihm des Schlesischen Sejms, mit gemischten Gefühlen, weil man etwas einweihen wird, was man am liebsten heute als morgen abschaffen möchte. Wir sind neugierig auf die Reden, die anläßlich der Einweihung gehalten werden.

Das uneheliche Kind erdrosselt

Verzweiflungstat eines Dienstmädchens — Das Gericht läßt Milde walten

Ein schweres Verbrechen, und zwar Kindestötung, ließ sich die unverehelichte Berta N., zuletzt in Kattowitz als Dienstmädchen beschäftigt, zuschulden kommen. Das Mädchen schenkte am 24. März d. Js. in ihrer Mädchenkammer einem Kinde das Leben, das sie mit den Schnüren ihrer Schürze erdrosselte und dann unter dem Strohsack verbarg. Später wollte die Berta N. die Kindesleiche fortschaffen und auf dem Friedhof verscharren. Als ihre Brotgeberin später das Mädchenzimmer betrat und das hilflose Mädchen in ihrem bejammernswerten Zustand erblickte, übersah sie rasch die ganze Situation. Blutflecke am Fußboden und an den Bettlaken bestätigten das zur Tatsache, was zunächst nur Vermutung gewesen war. Das erdrosselte Kind wurde unter dem Strohsack verborgen aufgefunden und darauf pflichtgemäß wegen Kindestötung polizeiliche Anzeige erstattet. Das schwerkranke Dienstmädchen wurde zwecks ärztlicher Behandlung nach dem Spital geschafft, später aber nach erfolgter Gesundung in Untersuchungshaft genommen. — Unter Tränen gab die noch jugendliche Angeklagte bei dem gerichtlichen Verhör am vergangenen Donnerstag zu, das Kind erdrosselt zu haben. Sie tat es, nach ihrer weiteren Aussage in größter Verzweiflung, sowie aus Scham, Not und vor der düsteren Zukunft. Von ihrer Dienstherrin wurde der Beklagten über ihr sonstiges Verhalten das denkbar beste Zeugnis ausgestellt. Das Gericht war sich nach der Beweisaufnahme vollständig darüber klar, daß es über ein alleinstehendes, sonst kreuzbraves Mädchen abzuurteilen hatte, das auf seinem Lebensweg infolge einer Vertrauensseligkeit „gestrauchelt" war und sich zu dieser verwerflichen Tat nur in seiner großen Verzweiflung, vor allem aus Scham, hatte hinreißen lassen. Man ließ darum äußerste Milde walten. Das Urteil lautete auf 6 Monate Gefänignis bei Anrechnung der Untersuchungshaft und Bewährungsfrist für die Reststrafe.

solcher Gelegenheiten das Geld mit vollen Händen hinauswirft und bei Bewilligung für Arme und Arbeitslose von einer untragbaren Belastung des Stadtsäckels spricht.

Die Selterhallen bleiben. Ein kürzlich gefaßter Beschluß des Magistrats sah den Abbau der bestehenden Selterhallen vor. Schon damals haben wir auf die Notwendigkeit eines diesbezüglichen Ersatzes hingewiesen, nachdem sich die Einzelrichtungen schließlich in mancher Beziehung doch bewährten. Zu demselben Entschluß ist neuerdings auch der Magistrat gekommen, der auf einen besonderen Antrag hin die Genehmigung zur weiteren Existenz dieser Kioske bis einschließlich September d. Js. erteilte. Demnach erfolgt also einstweilen kein Abbau und ist zu hoffen, daß später moderne Einrichtungen geschaffen werden.

Der Landgerichtsbau in Frage gestellt. Vor noch nicht zu langer Zeit wußte der „Oberschl. Kurier" vom baldigen Bau des Landgerichts in Königshütte zu berichten, so daß man glauben konnte, der Bau wurde umgehend in Angriff genommen. Damals enthielten wir uns jeder Stellungnahme dazu, weil bekannt war, daß die dazu notwendigen Vorbedingungen bei weitem nicht erfüllt sind. Jetzt erfahren wir von einem Beschluß des Magistrats der dahingeht, ein Memorandum dem Justizministerium durch eine besondere Kommission zu übermitteln mit dem Zweck, Mittel flüssig zu machen die den geplanten Bau des Landgerichts ermöglichen. Wenn nämlich damit innerhalb dieses Jahres nicht begonnen wird, erlischt, gemäß eines magistratlichen Beschlusses, das Anrecht auf unentgeltliche Abtretung des Baugeländes. Unter den Umständen scheint der Plan des neuen Landgerichtes sehr wackelig, umsomehr, als der Etat Mittel hierfür nicht vorsieht.

Mit dem Hüttenteich ist nichts. Wie wir berichtet haben, glaubte die Stadt aus Anlaß des 10jährigen Bestehens Polens eine Badeanstalt zu errichten. Sie sollte gewissermaßen einen kulturellen Fortschritt bedeuten der freilich sehr zu begrüßen wäre, denn Königshütte kann sich bis dato solcher Errungenschaften nicht rühmen. Nur macht das Baugelände unseren Stadtoberhäuptern noch einiges Kopfzerbrechen. Nachdem man sich an die Hüttenverwaltung zwecks Abtretung eines Teiles vom Hüttenteich gewandt hatte, verlautet nunmehr, daß die Direktion der Hütte dem Antrage stattzugeben, nicht geneigt ist. Also bleibt jetzt abzuwarten welche weitere Maßnahmen getroffen werden. Jedenfalls geht diese Geschichte auch schief, es wird also mit dem Baden in absehbarer Zeit noch nichts werden.

Siemianowitz

Krebsfreie Kartoffeln. Auf dem Bahnhof werden zur Zeit von der Gemeinde Siemianowitz, krebsfreie Kartofeln zum Preise von 6,75 Zloty verausgabt. Da Nachtragungen in die Bestellliste nicht mehr erfolgen, können Kartoffeln gewöhnlicher Art gesteckt werden, nur nimmt der Feldbesitzer das Risiko auf sich, bei Feststellung von Kartoffelkrebsverdacht die Beschlagnahme der ganzen Ernte zu gewärtigen. Versäumte Bestellungen können demnach großen Schaden nach sich ziehen.

Vom Standesamt. In der Zeit vom 27. 4. bis 3. 5. sind geschlossen worden 11 Ehen, geboren 8 Kinder und gestorben 5 Personen: Julie Rosch, 64 Jahre alt, Jakob Jarzombek, 68 Jahre alt, Ernst Wilk, 10 Monate alt, Franz Bujotzek, 78 Jahre alt, und Peter Kolodzej, 82 Jahre alt.

Zur Behebung des Wassermangels auf Rosaliengrube. Der Wassermangel, unter dem die Grenzorte an der früheren russischen Grenze zu leiden haben, ist im Sommer beinahe sprichwörtlich. Um diese Zustände zu beheben, wird auf den Baingower Feldern seitens der Vereinigten Königs- und Laurahütte ein 340 Meter tiefes Bohrloch gestoßen, welches in die 320-Metersohle der Richterschächte führt. Diese Sohle hat starke, äußerst trinkbare Wasserzuflüsse zu verzeichnen. So liefert eine Kluft aus Flügelort 7 einen minutlichen Wasserzufluß von 2½ Kubikmeter, welche noch durch andere Zuflüsse bedeutend verstärkt werden. Diese Wasser werden in ein Sammelbecken geleitet und von besonders eingebauten Pumpen nach Rosaliengrube in die dortigen Behälter gepumpt. Vor Rosaliengrube gehen die ganzen Wasser zwecks Reinigung durch ein besonders angelegtes Gradierwerk. Mit der Verlegung des Rohrnetzes von Rosaliengrube nach dem Bohrloch ist bereits begonnen worden. Ebenso sind die erforderlichen Maschinenräume und eine besonders angelegte elektrische Umformstation in Baingow in Arbeit. In den Sommermonaten dürften die Arbeiten beendet sein.

Weil er seinen Hut nicht fand, verwickelte ein Gast eines Lokales seine Zechgenossen in Siemanowitz in eine solenne Keilerei, an der sich in kurzer Zeit 10 Personen beteiligten. Ein gewisser P. erhielt mit einem Schoppenglas einen Schlag gegen den Hinterkopf und brach bewußtlos zusammen. Der Wirt und die Polizei schafften Ordnung.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Maifeier in Bismarckhütte.

Um 8 Uhr morgens sammelte sich die klassenbewußte Arbeiterschaft der Bismarckhütte wie ein Teil der Frauen am Ulrichschacht. Gegen 9 Uhr marschierte der Zug nach dem Sammelplatz Königshütte. Von dort aus nahm der Zug an den Demonstrationen durch Königshütte teil. Zugegeben, das es nicht angebracht war, vorzeitig abzubrechen, mußte dies aber dennoch geschehen, da man am Orte selbst ein Nachmittag-Konzert angesagt hatte und die Arbeiterschaft zu diesem Konzert eingeladen wurde. Um aber auf die Bedeutung des 1. Mai hinzuweisen, hatte man daher den Garten des Arbeiterkasino (Paschek) aufgesucht. Genosse Richter und Paschek hielten Ansprachen, die von den Versammelten mit Begeisterung aufgenommen wurden. Nachdem die Tschauner-Kapelle einige Musikstücke zu Gehör brachte und der Männer-Chor zwei Lieder absang, marschierte der Zug gegen 12½ Uhr nach Bismarckhütte zurück, woselbst sich derselbe ordnungsgemäß auflöste.

Um 3 Uhr fand das angesagte Gartenkonzert bei Brzezina statt, welches bis um 5 Uhr dauerte. Zu diesem Konzert sei besonders hingewiesen. Zum 1. Male sahen wir hier die neugegründete Musikschule in schneidiger Uniform unter persönlicher Leitung des bekannten Kapellmeister Kirstein als Konzertgeber auftreten. Das Konzert unter der Führung des bewährten Dirigenten auf einer nicht zu verkennenswerten Höhe. Man kann getrost sagen, hier haben die Begründer dieser Musikschule keinen Fehltritt begangen. Gegen 5 Uhr fand die Festveranstaltung statt, die einen sehr starken Besuch aufwies und einen guten Verlauf nahm. Im Rahmen des Möglichen gehalten, hatten die Kulturvereine der P. P. S. und D. S. A. P. ihre Mitwirkung bereitgestellt. Die Vorsitzenden der beiden Parteien begrüßten die Anwesenden. Der gemischte Chor, Freie Sänger, sowie der Männer-Chor Gwiazda brachten im ausführenden Teil und als Abschluß des Programms 7 Chöre zum Vortrag. Internationale, Morgenrot, Brüder zur Sonne, zur Freiheit, Warschawianka, Dubinuschka, dieselben wurden mit Bravour und Begeisterung gesungen und mit reichem Beifall von den Anwesenden belohnt. Die Jugendgenossin Gaschka gab einen gut vorgetragenen Prolog zum besten, auch ihr brachte man reichen Beifall. Der Referent von der P. P. S. hielt sodann ein Referat über den 1. Mai als Weltproletarier-Feiertag und entwickelte dann weiter das sozialistische Programm. Nach dem Referat wurde eine Resolution vorgelesen, welche mit brausendem Beifall einstimmig angenommen wurde. Es folgten weiter drei lebende Bilder, dargestellt Bebel als Vorkämpfer des Sozialismus, die Bedeutung der Arbeiterpresse und das Arbeitsjoch. Dieselben wurden von Parteimitgliedern wohlgelungen ausgeführt. Ferner sind noch zu erwähnen die komischen Darbietungen des Genossen Okon und des Mandolinenklubdirigenten Gen. Slwina. Nach gemeinsamen Absingen der Interna-

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Späte Vergeltung

Erzählung von Alfred Wiedenbrück.

„Kornelius!“ sagte der Reeder langsam mit angstverwirrter Stimme, „höre mich an, Kornelius! Mein bestes Schiff, die „Sechs Brüder“, in Seenot bei Java; Ladung fünfmalhunderttausend ...“ Sorge hatte ihn hierher getrieben, er wäre nie gekommen. Er stand mitten im Kontor. Durch die Fenster funkelte der Hafen. Aber Kornelius, der Sohn des alten Reeders Witt, drehte sich nicht um, obwohl ihn diese Stimme seit Jahren wieder das erstemal traf. „Ich gebe fünf Prozent!“ hörte er den andern reden. „Du gibst mir das Geld? Du hast es!“

Aber der junge Witt schwieg.

„Fünf Prozent; bin ich dir nicht gut genug?“ bat Holger.

„Zwanzig Jahre hast du gebraucht, um meine Tür zu finden,“ sagte endlich Kornelius, ohne sich umzudrehen. „Du bist gekommen, aber ich habe dir nicht aufgetan!“

„Zwanzig Jahre! Und das Maß ist noch nicht voll?“

„Ich habe kein Maß, um diesen Tag zu messen!“ Er schiebt eine indische Vase mit Karolinarosen in die Mitte des Schreibtisches. Der Tag der „Karolina“. Sie war unser bestes Schiff. War es nicht auch in der Klippengegend von Surabaja? Wie hoch stand seine Ladung? Es war vergeblich; es hatte den heimatlichen Hafen nicht mehr erreicht. Kornelius griff leise nach den wundervollen großen Blüten. Er stand auf und sah in den Hafen hinunter. Ein altes Segelschiff zog aus der Ferne herein. Kleine Dampferchen schleuderten silberne Dampflanzen in die Luft. Die abendliche Sonne spielte mit den Wassern.

„Fünfmalhunderttausend, Kornelius! Ich gebe acht Prozent! Du wirst mich nicht allein lassen. Du hast das Geld!“

„Nicht mehr, als du meinen Vater allein ließest. Ich helfe dir, wie du ihm geholfen hattest! Gleiches Recht! Wie sagtest du damals? Ein starker Mann prüfe sein Herz. Er trage das Schicksal allein!“ — „Damals ... damals!“ — „Die Gesetze kennen keine Zeit: Was gut ist, bleibt gut, was böse ist, bleibt böse!“

Jeder Augenblick war für Holger wie der Hieb eines Richters. Das Schicksal hielt Abrechnung. Es hatte keinen anderen Weg gegeben, als zu Kornelius. Er hatte überall gesucht, aber das Schicksal ist von zwingender Gewalt. Er wäre nie gekommen; aber ist in der Stunde der Gefahr nicht am größten die Sorge und die Hoffnung? Wie klein wird Stolz und Scham! Wenn nun Kornelius ihn verließ? Er würde Schiff, Geschäft, mehr noch, er würde diese demütigende Bitte um Verzeihung verlieren, doppelt und dreifach verlieren. Seltsam, wenn der Mensch in Not ist, fordert er vom Nächsten Hilfe, und sein Glaube ist nun der, daß der Nächste gut und hilfreich ist...

„Zehn Prozent!“ redet Holger zu seinem Feind. Wie klein er sich fühlt, wie arm! Die Hand fährt bebend durch das weiße Haar. Wenn seine Augen Kornelius suchen, müssen sie an den Rosen vorbei, an den Karolinarosen, und dann weiß er, es ist derselbe Tag, dieselbe Not, dieselbe Stunde.

„Zehn Prozent, Kornelius!“ bittet der Reeder.

„Ich kann dir das Geld nicht geben!“

Feiner Duft fliegt dem Alten zu. Beginnen nun auch noch diese Rosen zu sprechen? Anzuklagen? Holten sie nicht diese schlimme Erinnerung aus der Vergangenheit, diese Stunde, die er, wie sollte er sagen, ohne erbärmlich und lächerlich zu erscheinen, so oft schon bereut? „Kornelius,“ sagte der Alte langsam, den letzten Trumpf ausspielend, „Jakobea ist auf dem Schiff!“

Da zuckt Kornelius einen Augenblick lang; aber er bleibt am Fenster stehen, er öffnet es langsam und fühlt nach dem kühlen Wind , der vom dämmernden Hafen heraufkommt, den emsigen, rastlosen Lärm der Arbeit tragend. „Und auf der „Karolina“? Der Bruder meines Vaters, er, den du so sehr liebtest. Mit dem du an jedem Abend deinen Schoppen trankst im „Anker der Liebe“, drüben am Hafenweg, erinnerst du dich vielleicht?“

„Ich wußte es nicht! Ich wußte es nicht!“ sagte Holger und seine Stimme wurde leiser. „Ich gebe dir zwölf Prozent mehr, soviel du willst, aber vergiß, vergiß, Kornelius!“

Der Abend loderte dunkler über dem Geflecht der Werften, Kräne zogen ihre Nacken ein. Im Zimmer der zwei feindlichen Männer prunkte das purpurne Licht; aber ein Wort zerriß diese Schönheit des Abends, ein einziges Wort: Haß, Feindschaft!

„Dein letztes Wort, Kornelius?“

Kornelius schwieg. Er schob die Vase mit den Karolinarosen näher zu Holger. Wenn er ihn nur einmal angeblickt hätte. Sein Blick, seine Augen mußten Verzeihung sein! Aber es waren nur die großblättrigen, hellroten Karolinarosen, die ihn immerfort mit fremden, vorwurfsvollen Blicken bedrängten. Holger geht, langsam, schwer, besiegt, müde ....

— — — — — — — — — — —

„In den Hafen hinaus, fort von der Stadt!“ redet er dem Steuermann zu, der sein Motorboot um die Ozeanriesen dirigiert. Er haßt die Menschen! Er schämt sich ihrer, er schämt sich seinesgleichen. — Stundenlang rauscht das Boot dahin, peitscht das Wasser auf, das die silbernen Gewebe des Mondlichts trägt. Der Blütengarten des Himmels funkelt verlockend. Aber Holger sieht nicht die Innigkeit dieser Sommernacht. Die Last des Lebens sitzt auf ihm, die hat seinen Stolz zerbrochen und seine Ruhe verjagt. Er hatte heimkehren wollen zur Freundschaft, aber die Tür war verschlossen. Rosen, Blumen hatten sie versperrt! In seiner Einsamkeit fühlte er; nicht Last des Lebens ist so schwer, aber das Wissen darum. Das Gewissen! Wie klein er wurde; wie fern sein starkes, stolzes Leben. Heute noch,... aber morgen?

Dieser andere Morgen, dieser neue Morgen. Dieser andere Tag! Dieser grauenhafte, schreckliche, andere Tag, da alles verloren war. Dieser andere Tag! — „Wir müssen heim!“ sagte der Steuermann. „Kein Benzin mehr!“ —

Holger steigt auf die Mole; es treibt ihn durch die Gassen. Immer hallen ihm dieselben Worte zu: der andere Tag! Die Straßen sind leer. Firmenschilder blinken im Mondlicht. In der Ferne fliegt der erste zage Lichtschein des jungen Tages über die See. Dies ist der andere Tag! Von den Kirchen läuten die vielstimmigen Glocken. Sie verwehen in den Fleets und Kanälen. Wie still und in Schlummer gehüllt diese Häuser sind!

Wie es ihn heimwärts drängt! Er schlägt einen Bogen, aber es zieht ihn wie ein Magnet an sich; plötzlich steht er vor der Tür, sperrt langsam auf, schreitet durch den dunklen Korridor, die Treppe empor. Aus den schwarzen Ecken überfallen ihn die Gespenster der Angst. In den Schreibstuben liegt das Dämmern des anderen Tages; die großen Geschäftsbücher auf den Pulten sind verschlossen! Dieser andere Tag, dieser neue Tag wird sie ihm nehmen, alles wird er ihm nehmen. Alles!

Wenn er jetzt die Tür zu seinem Privatkontor öffnet, dann würde er die Nachricht finden, daß sein bestes Schiff... Er wird sie nicht lesen, er fühlte die Feigheit, die ihn forttrieb. Aber da hatte er die Klinke niedergedrückt, die Tür öffnete sich, er sah in sein Zimmer; der junge Tag füllte es mit hellem Licht. Von drunten scholl die Arbeit des Hafens herauf; wohl ihnen, die arbeiten können! Aber da, mitten auf seinem Tische Karolinarosen! Blaßrote, wundervolle Blüten. Das war die Abrechnung! Das war die Vergeltung! Holger bleibt unentschlossen unter der Tür stehen. Da lag auch das grüne Blatt einer Kabeldepesche. Er mußte es wissen, ob sein Schiff noch existiert! Er liest, es ist wahr: Die „Sechs Brüder“ sind wohlbehalten auf der Heimreise, ein Wunder hat das Schiff dem Sturm entrissen. Ein Wunder! Wie die Rosen duften! Diese wundervollen Rosen. Und neben ihnen liegt Geld, Geld von Kornelius.

Holgers Hände fassen nach den Ecken des Tisches; er setzt sich langsam. Ein seltsames, ungekanntes Gefühlt schwingt in ihm. Eine junge Kraft, die frei macht. Sein schimmernder Blick gleitet über die Blumen hinweg, durch die offenen Fenster, auf die See, einem Schiff entgegen, das aus der nebelhaften Ferne heraufkommt. — Die Sonne fliegt zauberhaft über den Hafen, über Dampfer Masten und Wimpel. Wie alles lebt, dort unten! — Bunt, fröhlich, freudig! — Holger fühlte sich einer trostlosen Ewigkeit entrissen. Er fühlt sich wieder teilhaft an dieser freudigen Arbeit. Seine Hände greifen zögernd nach den blaßroten, duftstarken Rosen. „Karolina!“ —

Dies ist ein neuer Tag! Ein Tag der Abrechnung! Ein Tag des Vergessens, ein Tag der Freundschaft und der Liebe!

Der schönste Tag seines Lebens!

Die Jugendfreundin

Skizze von Ellen Durloo.

Ich habe meine Freundin Gyrithe, seitdem wir beide sieben Jahre alt waren. Sie war ein Charakter — schon damals. Alles machte sie ihrem Willen gefügig — selbst sogenannte tote Dinge. Alles wurde so, wie sie es sich wünschte und vorstellte. Ihre Mutter war Witwe in kleinen Verhältnissen. Gyrithe erhielt kleine, bescheidene zu Hause ausgeputzte Puppen zu ihren Geburtstagen, aber zu mir sagte sie immer: „Wenn du Lust hast, darfst du morgen nachmittag gern einmal zu mir kommen und mit meiner herrlichen neuen französischen Gelenkpuppe spielen!“

Ich kam, ließ mich entzücken und begeistern. Schließlich wurde auch die kleine, armselige Puppe mit Zelluloidkopf, gemalten Augen und einem dürren Körperchen, der mit Sägemehl ausgestopft war, zu einer fabelhaften Pariser Puppe...

So war Gyrithe. Die Jahre vergingen. Sie sprach von „dem Geschäft“ ihres Verlobten und von „der Villa meines Schwiegervaters“. Ich erlebte beide Teile. Der Verlobte besaß einen kleinen Kramladen, in dem er Briefpapier und billige „Galanteriewaren“ verhökerte. Dieses „Geschäft“ lag in einer dunklen Seitengasse. Der Schwiegervater bewohnte ein kleines Baugenossenschaftshaus in der äußersten Stadtperipherie, wo Fuchs und Wolf sich „Gute Nacht“ sagen.

Eines schönen Tages war Gyrithe nicht mehr verlobt.

„In Wirklichkeit harmonierten wir nicht recht!“ sagte sie. „Er hindert mich als Künstlerin“ (sie malte ein wenig Porzellan mit entschiedenem Talent). „Ich muß allein sein, um mich entwickeln zu können — ich kann keine Behinderungen vertragen — ich brauche Handlungsfreiheit und Rücksichtnahme auf meine Stimmungen in Inspirationen.“ Die Wahrheit war die, daß der „Papierhändler“ eine reiche Witwe vorgezogen hatte, die Geld ins Geschäft steckte, das demzufolge postwendend mit Spiegelglas und anderen Schikanen ausgestattet wurde.

Die Jahre vergingen. Nur dann und wann traf ich Gyrithe. Wir waren Freunde wie in alten Tagen, aber ich hatte ein Heim und Kinder, während sie Porzellan malte, und scheinbar immer froh und guter Dinge war. Inzwischen war sie 32 geworden.

Eines schönen Tages traf ich sie im Park: „Ach, wie freue ich mich, dich wiederzusehen! Ich bin so rasend glücklich! Ich habe mich verlobt! Mit dem schönsten Manne dieser Erde! Er ist zugleich auch der klügste, also einfach fabelhaft... Natürlich laufen wir nicht als „Verlobte“ in der Stadt herum und schäkern und tändeln wie Achtzehnjährige. So blöde sind wir nicht. Wir heiraten bald. Am nächsten Freitag schon. Vom Standesamt aus gehen wir gleich zur Bahn und fahren nach dem Süden. Am Bahnhof werden uns die wenigen guten Freunde zum Abschied begrüßen und beglückwünschen. Du kommst doch auch? Nicht wahr?“

Ich versprach es. Gyrithe hakte mich ein. „Du ahnst ja gar nicht, welch einen prächtigen Kopf er hat. Ein Profil, wie ein alter Azteke. Pechschwarzes Haar, nicht ein bißchen grau, trotzdem er doch 45 Jahre alt ist — und ein Glanz — ich liebe es, meine Finger durch seine starke Haarmähne gleiten zu lassen. Seine Augen sind stahlgrau — weißt du, ich liebe stahlgraue Augen — und seine Hände — lang, schmal, weiß und stark...“

Gyrithe verlor sich in Beschreibungen.

Vor meinem inneren Auge sah ich einen olympischen Gott, der auf die Erde herabgestiegen war...

Wir trennten uns. Von der hinteren Plattform der Elektrischen winkte sie mir begeistert zu. Ich hatte ganz vergessen, wie denn dieses Fabelwesen von Mann eigentlich hieß. Na — am Freitag würde ich ihn zu sehen bekommen...

Ich lenkte meine Schritte zu dem Antiquar, der im Keller hauste. Der kleine kränkliche Buchhändler war mir dabei behilflich, zu finden, was ich suchte... Ich bemerkte, daß er in seiner ganzen Art etwas Fieberhaftes hat. Seine langen, feinen Hände — sie erinnerten mich im übrigen etwas an Gyrithes Schilderung ihres fabelhaften Verlobten — durchwühlten rastlos die Bücherhaufen. Sein scharfes, krankes Gesicht. mit der kantigen, krummen Nase zuckte vor Nervosität, aber in seinen schönen, sonst recht traurigen Augen leuchtete ein etwas verzagtes Glückslächeln. „Ich habe so viel zu tun und das macht mich etwas nervös,“ entschuldigte er sich. Er hustete, die Kellerluft hier unten war sicher nicht gut für seine Lungen, die schon nicht viel Platz in dem engen Brustkasten hatten. Wieder hustete er. „Ich werde mich in nächster Zeit ein wenig erholen — muß aber noch allerhand ordnen.“ Er war andauernd in Bewegung, huschte recht behende umher, trotzdem er das eine Bein etwas nachzog. „Armer kleiner Kerl mit armen Freuden!“ dachte ich, als ich wieder auf die besonnte Straße trat.

— — — — — — — — — — — — —

Am Freitag hatte ich es verschlafen. Wenn ich es doch nur erreichte, meiner alten Freundin ein Lebewohl zuzurufen! Ich stürzte zur Bahn. Schon gab man das Signal zur Abfahrt. Ich stieß auf eine kleine Schar Menschen, die sich vor einem Abteil versammelt hatte. Ich erkannte einige von Gyrithes Bekannten. Ich winkte! Ich rief! Dann stand ich still und stierte in das Fenster des Abteils. In diesem Fenster, das jetzt langsam entglitt, stand Gyrithe, groß und elegant — strahlend vor Glück — und ihr zur Seite — verlegen lächelnd, bleich vor innerer Erregung, mein kleiner, verhutzelter und verwirrter Buchhändler aus dem Keller... (Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.)



Zum 25. Todestag von Lenbach

Am 6. Mai sind es 25 Jahre her, daß der berühmte Münchener Maler Franz von Lenbach gestorben ist. Von seinen zahlreichen Werken, deren größte Sammlung sich in der Münchener Lenbach-Galerie befindet, sind seine Porträtbilder hervorzuheben; besonders bekannt sind seine Bismarck-Bildnisse.

Zuchthaus unter Palmen

Von Hans Wesemann.

„Haben Sie eigentlich schon unser berühmtes Zuchthaus gesehen?“ fragte mich der freundliche Kollege T. von der „Deutschen Zeitung“ in Sao Paulo.

„Nein.“

„Dann müssen Sie es aber unbedingt besuchen. Alice Schalek war im vorigen Jahre auch da, es hat ihr sehr gut gefallen.“

Und schon hat er das Telephon in der Hand, spricht mit der Verwaltung des Zuchthauses und avisiert meinen Besuch. Ich will eigentlich gar nicht hin, was bleibt mir nach Alice jetzt noch zu schreiben übrig? Und dann habe ich überhaupt eine Idiosynkrasie gegen Zuchthäuser, man denkt immer, sie könnten einen aus Versehen dabehalten. Aber am nächsten Nachmittage fahre ich doch im Auto los zum „Instituto da redempcao — Institut der Wiedergeburt“, so heißt das Zuchthäuserl nämlich offiziell.

Es liegt draußen, da wo die vielen tausend Italiener ihre Kleingärten haben, aus denen sie für Sao Paulo das Gemüse liefern. Große Felder mit Maniok- und Bohnenfeldern, wo Frauen im Kopftuch eifrig hacken. Manchmal ein kleiner Bach, auf dem Enten schwimmen. In der Ferne grüßt ein braunes Kloster von einem Hügel. In Rot und Grün, mit blauem Himmel darüber gespannt, erklingt die Melodie der Paulistaner Landschaft. Vergeblich suche ich das bewußte ziegelsteineisenfarbige Käfighaus, wie es meine preußische Erinnerung kennt. Nichts als Gärten, Blumen und Mittagsstille.

Aber da ist ein romantisches Steintor, und ein freundlicher, alter Mann mit einer Beamtenmütze grüßt uns. Durch den offenen Torweg rollen wir in einen Garten, wieder Blumen, Rabatten und Beete. Alles das aber doch etwas in diesem allzu ordentlichen, furchtbar sauberen und angehaltenen Stile, wie ihn alle auf Befehl angelegten Verschönerungsanlagen besitzen. Am Wege hocken zwei Männer und zupfen Unkraut, sie tragen Leinenhut und Strohhut der Paulistaner Arbeiter, aber ich sehe die eingenähten Nummern und weiß Bescheid. Und hinter dem nächsten Gebüsch steht ein Soldat mit Flinte.

Wir kommen ins Hauptgebäude. Und die Führung beginnt. Türe auf — Türe zu — in allen Gefängnissen der Welt ist es so. Aber dieses hier ist groß, luftig, sauber und durch weit offene

Fenster dringt Sonnenschein und Vogelzwitschern ungehindert ein. Man zeigt uns die Zellen, jede nur für einen Mann. Klappbett, Polster, Tisch, Klosett, nichts ist vergessen. „Mancher Cabloclo muß sich an den Gebrauch dieser Kulturgegenstände erst gewöhnen," erklärt der Sekretär. Alle Zellen sind leer, die Gefangenen sind an der Arbeit. Ich betrachte ihre kleinen persönlichen Sachen, Rosenkränze, abgegriffene Bücher, die Madonna, einer hat die Photographie eines jungen Mannes auf dem Tisch. Wir sehen Unterrichtssäle, jeder Gefangene lernt lesen und schreiben. Sie haben eine Musikkapelle, treiben Sport, man behandelt sie gegen Lues und Tuberkulose. Soviel Aufwand von Humanität, um sie für die Haft zu erhalten.

In einem Gange bleiben die Zellen verschlossen. Hier werden die bösartigen Gefangenen in Einzelarrest gehalten.

„Bestraft man sie auch anderweitig?"

„Nein, nur Schweigen und verkürzte Nahrung, — das genügt in der Regel," ist die Antwort.

Aus einem Guckloch fällt ein Blick, bleibt an mir haften, eine grelle, wilde, weißliche Pupille, Wie eine Schmeißfliege fühle ich diesen greifenden Blick im Gesicht. Unsere fremden Stimmen haben alle Insassen jetzt an ihre Gucklöcher gelockt. Wir schreiten schweigend und etwas nervös durch diese Mauern. Die Neugier ist befriedigt und wir sind froh, als die Türe sich hinter uns schließt.

Wir kommen zu den Arbeitssälen. Es ist das übliche an nutzvoller Beschäftigung: Schuhmacherei, Schneider, Tischler und Korbflechter, Fachlehrer sind überall tätig. Schweigen und Disziplin, die kaum aufsehen läßt, als wir durch die Arbeitsräume gehen.

Ein junger Neger, er sieht aus wie ein hübsches, junges Mädchen, soweit das bei einem Neger überhaupt möglich ist, arbeitet mit einem alten Graukopf gleicher Couleur zusammen. Wie in Onkel Toms Hütte sehen sie aus.

„Weswegen sind die beiden hier?" frage ich.

„Oh, der Junge hat drei Menschen ermordet, einfach mit dem Rasiermesser zerstückelt; der Alte hat seinen Arbeitgeber erstochen und dessen Frau, die ihn dabei überraschte, erwürgt. Sie haben beide die Höchststrafe des brasilianischen Gesetzes —, 16 Jahre, dann kommen sie frei, wenn sie nicht vorher amnestiert werden." Und der Sekretär erzählt weiter: „80 Prozent aller unserer Gefangenen sind Mörder. Meistens wegen Weibergeschichten. Wenn sie dann einen Canha trinken, sitzt ihnen das Messer locker, und das Unglück ist geschehen."

„Und die anderen 20 Prozent?"

„Ach, das sind Diebe, Sittlichkeitsverbrecher usw. Auch einige Ausländer sind hier —, aber keiner wegen Mord."

„Auch Deutsche?"

„Ja, drei. Einer wegen Kokainschmuggels, ein anderer wegen schweren Raubes."

Und, wie um mich zu trösten, lobt der Sekretär nun die Deutschen als tüchtiges Element der Arbeit und der Ordnung, in Brasilien und in seinem Institut. Ich sehe noch die Apotheke, Hospital und Lagerräume. Dann bringt man mich in die Küche, wo unter dem Kommando eines fetten Negers die Trabanten in Kesseln rühren, Fleisch schneiden und Kartoffeln schälen. Es ist alles peinlich sauber, und die Speisen, die ich koste, sind schmackhaft.

„Sehen Sie mal, der Oberkoch ist ein früherer Sträfling, es gefiel ihm aber nicht da draußen, so kam er zurück und arbeitet jetzt im Zivilvertrag für uns."

Ich begrüße den alten, wackeren Ehrenmann — er hat in seiner Sünden Maienblüte eine sechzehnjährige Maid getötet —, niemals sah ich größeren Seelenfrieden und tiefleuchtendes, inneres Glück, wie bei diesem Brillat-Saverin des Instituto da redempca.

Nun kommen noch die Rasierräume. Einladend lächelt der gewaltige Mulatte, der hier sein Reich hat, zu einer Gratisrasur. Aber ich lasse mir lieber nebenan die Schuhe putzen. Zwei alte Sklaven, ein Neger und ein Weißer, bearbeiteten diensteifrig unsere Schuhe und lächelnd beglückt über einen wohlwollenden Dank. Zum Schlusse zeigt man mir den Hof der Kranken. Da hocken sie, Neger, Mulatten und Weiße, auf Bänken in der Sonne und gehen langsam in den Wegen auf und ab. In ihren weißen Hosen und Kitteln erinnern sie etwa an Abessinier.

Sie lassen sich geduldig photographieren — wozu auch die Geste des Widerstandes bei einem Gefangenen. Nur ein ganz junger sitzt still und starrt in die Ferne, wo sich über die Mauer das leuchtende Gebirge zeigt.

„Tuberkulose —, er macht es nicht mehr lange," flüstert der Sekretär mir zu, und dann ziehen wir uns zurück.

Noch eine Aufnahme, und wir verabschieden uns.

Ich gehe langsam durch den Garten in die Abendstille hinein, und es ist mir zumute, genau so wie damals, vor bald sechs Jahren, in Nieder-Schönenfeld. Ich hatte Ernst Toller besucht, und es war eine menschlich-schöne Stunde des Sehens und Begrüßens gewesen. Dann ging ich hinaus in die sogenannte Freiheit, und er blieb zurück. Aber ich drehte mich nicht um —, denn ich wußte das Gefängnis in meinem Rücken. So war es —, so ist es. — —



Fränkisches Dorf

Brücke in Gerlachsheim (unweit Würzburg).

Die Rache der Ameisen

Eine indische Sage.

Es war einmal ein riesiger, stolzer Elefant, der Führer einer großen und starken Herde. Gleich einem Blitz des Indra durchstürmte er den Wald, und die Schweißtropfen rannen in Strömen von seinen langen Ohren hernieder, wenn er durch das Gestrüpp und die jungen Bäume bei seinem Ansturm hindurchbrach.

Eines Tages, als er sich nach Herzenslust ausgetollt hatte, stampfte er langsam einem wandelnden Berge gleich durch die Waldpfade dahin, und seine gehorsame Herde folgte ihm. Als er an einem Ameisenhaufen vorüberkam, stieß er mit seinen Stoßzähnen hinein und wühlte die Erde um. Bei einem kleinen Teiche machte er endlich halt.

Die Ameisen waren durch die Vernichtung ihrer Behausung in Verwirrung gebracht und Tausende von ihnen durch das boshafte Spiel des Elefanten getötet worden. Sie sandten eine Deputation zu dem Elefanten, um Schadenersatz und eine Entschuldigung zu fordern. Sieben der Weisesten unter ihnen wurden zu Gesandten auserwählt. Sie zogen hin und krochen in einer Reihe den Stamm des großen Baumes entlang, gegen den der Elefant sich lehnte, bis sie die Höhe seines linken Ohres erreicht hatten. Dann überbrachten sie die Forderung des Ameisenvolkes und kündigten ihm ihre Rache an, wenn er ihrem Wunsche nicht entspräche.

Der Elefant sah sich die Abgesandten an und trompetete vor Vergnügen. Er rief: „Was können diese verächtlichen kleinen Ameisen uns großen Elefanten tun?" In seinem Rüssel sog er Wasser aus dem Teich und spritzte es in einem gewaltigen Strahl ergrimmt gegen den Baum, so daß alle Abgesandten starben. Da wurden die Ameisen zornig und beschlossen, sich zu rächen. Tief in der Nacht krochen sie zu Myriaden aus dem Boden, als die Elefanten schliefen, und bissen die empfindliche Haut ihrer Zehen und Sohlen bei den Jungen wie bei den Alten durch. Als die Elefanten dann erwachten und laufen wollten, fühlten sie die furchtbaren Schmerzen in ihren Füßen und konnten diese kaum gebrauchen. Wüst trompetend humpelten sie durch den Busch und vernichteten überall die Ameisenhaufen, konnten aber die Ameisen selbst nicht erreichen, denn diese krochen tief in den Boden hinein.

Wenn die Elefanten schliefen, erneuerten die Ameisen ihre Angriffe, bis die Elefanten einsahen, daß sie trotz aller ihrer gewaltigen Kraft doch machtlos waren. Sie wollten Frieden mit den Ameisen schließen, konnten sie aber nirgends finden. Da sandten sie eine Feldmaus zu ihnen, die die Ameisen in ihren unterirdischen Wohnungen aufsuchte und ihnen den Friedensvorschlag überbrachte. Die Ameisen erklärten sich dazu nur unter der Bedingung bereit, wenn ihnen der Friedensstörer ausgeliefert würde.

Die Maus überbrachte den besiegten Elefanten die Friedensbedingungen der Ameisen, und da die Elefanten sahen, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, unterwarfen sie sich dem Vorschlag. Der stolze Führer der Elefanten begab sich mit hängenden Ohren allein nach der Stelle, wo ein Ameisenhaufen umgewühlt worden war. Die Ameisen befahlen der Efeupflanze, den Elefanten zu binden, da sie sonst ihre Wurzeln abnagen würden, und diese band ihn so fest, daß er kein Glied mehr bewegen konnte. Dann kroch ein Heer von Ameisen auf ihn hinauf und begrub ihn unter Erde, bis er einem Berge glich. Die Würmer verschlangen sein Fleisch, so daß nichts als die Knochen und die Stoßzähne übrig blieben.

Lohengrin

Von Leo Slezak.

Leo Slezak, der berühmte Opernsänger, hatte in seinem einzigen Buch, das er seine „Gesammelten Werke" nannte, versprochen, nie wieder zu schreiben und es werde ihm nie wieder etwas einfallen. Das Versprechen hielt er nicht, und darum nennt er sein neues Buch „Der Wortbruch". (Preis geheftet M. 4.—, Leinenband M. 7.—. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35.) Wer sich gesundlachen will, kann es über dem Buch. Aus dem „Opernführer" des Buches bringen wir eine Probe.

Jedermann weiß, daß in früheren Zeiten sehr viel gezaubert wurde. Man verwandelte damals die schönsten Jünglinge, meistens Prinzen, in alle möglichen Tiere, und oft, wenn man der Meinung war, einen echten Harzer Kanari im Zimmer zu haben, entpuppte sich dieser eines Tages als verzauberter Erzherzog, den eine neidische, miese Fee in diesen Roller verwandelt hat. Also das kommt heute nicht mehr vor. —

Wenn der Vorhang in die Höhe geht, ist die Bühne gespickt mit Mannen. Sie werden mich korrigieren wollen und sagen: „Männern!"; aber es heißt doch Mannen — die planlos mit den Schwertern auf ihre Schilder schlagen und singen. König Heinrich sitzt unter einer großen Eiche, hat einen langen Umhängebart und hält Gericht. Telramund, ein Edler, hat eine Klage gegen Elsa von Brabant eingereicht und behauptet, sie habe ihren Bruder, den kleinen Gottfried, umgebracht. Der König glaubt es nicht und es ist auch nicht wahr. Elsa wird vorgeladen, wird gefragt, sie leugnet. Wer hat recht? Der Telramund oder die Elsa? — Bald hätte ich vergessen, zu erzählen, daß Telramund verheiratet ist und seine Frau Ortrud heißt. Uebrigens eine recht düstere Dame — die eigentlich Telramund zur Ueberreichung der Klage veranlaßte. In alten Zeiten war das Gottesgericht modern. Wenn man nicht wußte, ob jemand schuldig oder unschuldig war, so ließ man zwei Männer miteinander kämpfen, und derjenige, der unterlag, war der Verbrecher. Telramund fordert jedermann auf, sich für Elsas Unschuld zu schlagen.

Trotzdem keiner der Ritter die arme Elsa dieser Gemeinheit für fähig hält, läßt sich, trotz wiederholten Blasens auf der Trompete, keiner von ihnen ins Gedränge ein. Da befiehlt der König, noch einmal zu blasen. Plötzlich sieht man von weitem einen glänzenden Ritter in einem Kahne stehen, der von einem schneeweißen Schwan gezogen wird. Der Chor der Mannen brüllt durcheinander, zeigt auf den Ritter und schaut krampfhaft auf den Kapellmeister, was aber offenbar nicht viel nützt, denn sie sind untereinander vollständig verschiedener Ansicht, was der Lateiner „Tohuwabohu" nennt. — Lohengrin kommt an, wird von allen Seiten beleuchtet und singt das Schwanenlied, einen Viertelton zu tief. Der Schwan merkt das, darum fährt er davon. Nun kommt das eigentlich Interessanteste. Telramund bebt hörbar, aber er läßt nicht nach, er darf auch nicht, weil es so vorgeschrieben ist. Zunächst geht Lohengrin zu Elsa und sagt ihr, daß er für sie kämpfen werde und ob sie seine Frau werden wolle. Dies könne jedoch nur unter der Bedingung geschehen, daß sie ihn nie frage, wer er sei und woher er komme. Also eigentlich eine Zumutung. Man soll nicht wissen, mit wem man das Vergnügen hat. Eine wilde Sache. Sie schwört, er geht hin, besiegt den Telramund, schenkt ihm das Leben, die Ortrud zerspringt, Elsa fliegt dem Namenlosen um den Hals, die Mannen schlagen freudig bewegt mit ihren Schwertern auf die Schilde, der König streicht seinen Umhängebart, gibt seinen Segen und der Vorhang fällt.

Dies ist der erste Akt. Im zweiten Akt ist es vor allem einmal finster. Unheimlich lange Vorwürfe und gegenseitige Anklagen ertönen aus irgendeiner Ecke. Ortrud und Telramund streiten sich. Er nennt sie eine Genossin seiner Schmach und sie ist auch sehr unfreundlich mit ihm. Nach langem Hin und Her beschließen sie, Elsa neugierig zu machen und ihr den Lohengrin zu verekeln. Im Mittelalter erschien in der Nacht vor der Hochzeit die Braut immer auf dem Söller und sprach mit dem Monde oder, wenn keiner da war, mit dem „Zephir". Das sind lauter Uebertriebenheiten, die man heute nicht mehr macht, weil man sonst für blödsinnig gehalten werden würde. Während die Braut mit dem Zephir plaudert, seufzt Ortrud unten so laut, daß Elsa es hören muß. Sie geht hinunter, liest Ortrud von der Schwelle auf und nimmt sie zu sich in den Palast. Das war das Dümmste, das sie tun konnte. Beim Brautzug erscheinen die gewiegtesten Chordamen als Brautjungfern und streuen Blumen. Die Mannen beteiligen sich am Schreiten und singen in Synkopen. Alles wallt majestätisch zur Kirche, da plötzlich drängt sich Ortrud vor Elsa und behauptet, sie gehöre nach vorn. Es erhebt sich eine große Aufregung und mitten in diesen Wirbel kommt der König mit Lohengrin. Der überschaut sofort die ganze Situation und schleudert Blitze aus seinen Augen. Er geht zu zu Elsa, nimmt sie beiseite und sagt ihr, sie solle sich ja nicht aufhetzen lassen und ihn fragen, weil er sonst abreisen müsse. Elsa meint, daß sie gar nicht daran denke und froh sei, daß sie endlich einmal heiraten könne. Er drückt sie an seine Brust und sie schreiten weiter auf die Kirche zu. Plötzlich, im letzten Moment, springt Telramund hinter einem Pfeiler hervor, und beschimpft Lohengrin. Sagt, daß er ein Zauberer und daß die ganze Geschichte doch höchst merkwürdig wäre. Man soll mit einem Schwan angefahren kommen, man soll den Schwan wieder wegschicken, kein Mensch soll fragen dürfen, wer man ist, keine Legitimation, keine Ausweispapiere, kein Visum — gar nichts! Deshalb erklärte er die ganze Sache mit dem Gottesgericht für Blech und verlangte die Revision der Angelegenheit. Kurz und gut, Telramund ist, nach seiner Meinung mit Recht, aufgeregt. Aber wenn einmal ein Vorurteil zu jemandes Gunsten Platz gegriffen hat, so kann der machen, was er will — er hat recht. Telramund bekommt einen Stoß in den Magen und wird hinausgeschmissen. Lohengrin und Elsa setzen das unterbrochene Schreiten in die Kirche fort, die Mannen schlagen freudig bewegt mit den Schwertern auf ihre Schilde, und unter beifälligem Nicken des Königs fällt der Vorhang.

Dritter Akt. Das Brautgemach. Lohengrin und Elsa werden von dem König hereingeführt, der, nachdem er den beiden praktische Winke diesbezüglich zuteil werden ließ, sofort wieder verschwindet. Der Zuschauer merkt schon an der Einrichtung, daß das eine unerfreuliche Brautnacht werden wird. Lohengrin singt so lange, bis ihn Elsa endlich fragt, welchen Geschlechts er sei. Die Bombe platzt. Zu alledem kommt noch Telramund herein und will Lohengrin erschlagen. Der Anschlag mißlingt, Telramund fällt, von dem Blitze aus dem Auge Lohengrins getroffen, tot zu Boden. Er wird weggeräumt. Lohengrin sagt Elsa nichts. Erst vor dem König will er reden. Auch wieder eine Bosheit von ihm. Während Elsa mit essigsaurer Tonerde gewaschen wird, fällt der Vorhang. — Verwandlung. Derselbe Platz wie im ersten Akt. Der König erscheint hoch zu Roß. Dieses entledigt sich vor allem alles Innerlichen, während die Mannen siegesverlangend mit den Schwertern auf die Schilde schlagen. Es soll in den Krieg gehen. Jeder einzelne lechzt nach Heldentod. — Lohengrin soll ein Bataillon übernehmen. Er kommt herein und sagt, er könne nicht mitkommen. Zum Glück habe ihn Elsa gefragt und nun müsse er heimwärts ziehen. Zum Zeichen der Trauer schlagen die Mannen mit den Schwertern auf ihre Schilde. Elsa wird hereingebracht — sie wankt. Entweder sie schreitet oder sie wankt. Lohengrin stellt sich hin und singt die Gralserzählung. Er sagt nichts Stichhaltiges, lauter Sachen, die er nicht beweisen kann und angesichts derer er von seiner Musterungskommission enthoben worden wäre. Aber alle glauben es. Vielleicht tun sie nur so, weil es schon sehr spät ist und niemand durch einen Einspruch oder durch eine Debatte die Vorstellung noch weiter in die Länge ziehen will. Während Elsa nach Luft verlangt, verabschiedet sich Lohengrin und gibt ihr ein Horn,

einen Ring und ein Schwert. Auf dem Horn soll sie blasen lernen, den Ring soll sie behalten und das Schwert soll sie ihrem Bruder schenken. Wie verwirrend! Er geht. Die Mannen schlagen zum Zeichen der Trauer mit ihren Schwertern auf ihre Schilde. Plötzlich erscheint die Ortrud wieder. Sie gibt keine Ruhe. Sie schreit, daß sie den Bruder in einen Schwan verwandelt habe und daß sie an der ganzen Unannehmlichkeit schuld sei. Lohengrin durchbohrt sie mit einem Blitz aus seinem Auge. Sie stirbt. Der Schwan taucht unter, und es springt ein übertrieben wonniger Jüngling — ein Prinz — aus dem Wasser und umarmt Elsa. Der kleine Gottfried! Da Lohengrin nicht ohne jedes Zugtier wegfahren kann, kommt eine Taube und zieht ihn fort — was sehr unwahrscheinlich ist. Elsa wankt und schreit, da fällt Gott sei Dank der Vorhang, denn es ist schon sehr spät. — Die Oper ist aus! —

Chamäleons

Zu den meist zitierten Tieren gehört das Chamäleon. Zu allen Zeiten hat die Naturforscher das Chamäleon in hohem Grade interessiert, da es einige ganz ungewöhnliche Eigenschaften besitzt. Der Name Chamäleon stammt schon aus dem Altertum, und zwar nennt ihn bereits der griechische Gelehrte Aristoteles. Viele Gelehrte sind der Meinung, daß der Name von dem griechischen Worte cthamalos abgeleitet ist, das so viel wie „niedrig" heißt. Der Bischof Isidori von Sevilla deutet den Namen in Camelus (Kamel) und Leo (Löwe), weil das Tier einen Buckel hat und einen Schwanz wie ein Löwe, — eine ziemlich kindliche und allzu buchstäbliche Erklärung. Die Deutung des Namens steht also noch aus.

Die Chamäleons, unter denen man 30 verschiedene Arten findet, werden bis zu 55 Zentimeter lang. Die am häufigsten vorkommenden Arten sind aber nicht länger als 8 Zentimeter. Ein sich aufrichtendes Chamäleon sieht fast aus wie ein Eichhörnchen oder ein Känguruh mit starken Hinterspringfüßen und kleinen Vorderbeinen. Der Kopf ist verhältnismäßig groß und sitzt auf einem ganz kurzen Halse zwischen den Schultern. Der Schwanz ist immer ziemlich lang. Er wird zu einer Spirale nach innen eingerollt und gibt wie bei den Känguruhs beim Sitzen eine Stütze, ist also so etwas wie ein fünftes Bein.

Die Chamäleons leben in Büschen und begeben sich nur höchst ungern auf den Boden nieder, weil sie sich dort nur recht mangelhaft fortbewegen können, so daß ein Ausflug verhängnisvoll für sie werden kann. Nur die Weibchen, die ihre Eier ablegen wollen, unternehmen das Wagnis. Schwimmen kann das Chamäleon nicht, so daß es dadurch unter den Reptilien eine Ausnahme bedeutet.

Das, was dem Chamäleon seinen Weltruf verschafft hat, ist seine eigentümliche Eigenschaft, die Farbe wechseln zu können. Schon Tertullian vergleicht diese Eigenschaft mit der Unbeständigkeit des menschlichen Charakters und noch heute sagt man von einem wankelmütigen Menschen: „Er wechselt die Farbe wie ein Chamäleon". Bei dem Farbwechsel des Chamäleon ist noch die merkwürdige Beobachtung zu machen, daß ein weißer Streifen auf der Unterseite des Tieres, der vom Maul bis zum Schwanzansatz reicht, von dem Farbwechsel nicht getroffen wird, sondern immer weiß bleibt. Man führt das darauf zurück, daß in diesem Hauptstreifen die Farbstoffzellen fehlen, die in der übrigen Oberhaut vorhanden sind und die Farbübergänge ins Grüne, Blaue, Gelbe, Rote, Schwarzbraune bewirken. Kent behauptet, daß der Farbwechsel des Chamäleons nicht immer als Schutzfärbung aufzufassen sei. Er hat zum Beispiel beobachtet, daß ein Chamäleon am Tage schwarzgrün war, während es in der Nacht eine hellgrasgrüne Färbung annahm. Auch war es mit allerlei auffallenden, tieforangeroten Punkten und Flecken besetzt, die das Tier durchaus nicht seiner Umgebung anpaßten, sondern es gerade bemerkbar machten. Hier könnte man also annehmen, daß das Chamäleonmännchen, denn um ein solches handelte es sich, sich die bunten Farben zulegte, um aufzufallen und von dem Weibchen gesehen oder bewundert zu werden.

Die Augen des Chamäleons sind ebenfalls sehr eigentümlich. Sie sind verhältnismäßig groß und können einzeln bewegt werden. Das Chamäleon kann das eine Auge willkürlich abstellen und nur eines oder aber auch beide nach verschiedenen Richtungen bewegen. Auf diese Weise kann es mit einem Auge nach vorwärts, mit dem andern nach rückwärts sehen. Die Augen vermag das Tier sehr schnell zu bewegen, was ihm bei seinen Beutefahrten sehr zustatten kommt.

Bekannter als die Eigenschaft der Augenbeweglichkeit ist wohl die Art, wie das Chamäleon seine Beute erschnappt. Die Zunge ist nämlich mit der Spitze vorn im Kiefer angewachsen und kann herausgeschleudert werden, wie es ja auch die Frösche tun. Auf diese Weise werden die Käfer und Insekten herangeholt und gefangen. Tote Tiere frißt das Chamäleon nicht. Dagegen beweist es beim Lauern der Beute eine für menschliche Begriffe unnatürliche Geduld. Es kann stundenlang auf einem Fleck sitzen und die Beute im Auge behalten, bis der geeignete Moment gekommen ist, sie zu erjagen.

Eine eigentliche Stimme besitzt das Chamäleon nicht. Es ist nur imstande, so etwas wie ein Fauchen oder Zischen auszustoßen.

Auffallend ist auch der Kehlsack des Chalemäons, mit dessen Hilfe es sich aufbläßt.

Es wird berichtet, daß bei einigen Chamäleonarten, zum Beispiel bei dem afrikanischen Schwarzen Chamäleon, das Weibchen lebendige Junge zur Welt bringe, während das Chamäleon für gewöhnlich runde, grauweiße Eier mit kalkiger Schale legt. Das Weibchen scharrt ein Loch in den Boden, legt etwa 50 Eier hinein und bedeckt sie sorgfältig mit Erde und welkem Laub. Nach dieser mehrere Tage dauernden Arbeit ist es äußerst erschöpft und nimmt längere Zeit keine Nahrung zu sich.

Die Hauptverbreitungsgebiete der Chamäleons sind Afrika und Madagaskar. Bei uns in Europa kommen nur die kleineren Arten vor.

Paul Körner.

Das große Erlebnis

Erzählung von Wolfgang Federau.

Das Leben Ludwig Todtenhaupts war dunkel vor Einsamkeit. Eine zerrissene und traurige Jugend, schwere innerliche Kämpfe und eine Reihe bitterer Begebnisse und Erschütterungen hatten an seiner Seele gezaust. Und als er schließlich, noch nicht vierzigjährig, aus den Stürmen eines dumpfen und gehetzten Schicksals zu einer halbwegigen Ruhe und Sicherheit emportauchte, war sein Antlitz müde und verschlossen und seine Lippen hatten das Lächeln verlernt. Die ursprüngliche Güte seines Wesens verbarg sich unter der abweisenden und kalten Maske, die das Schicksal ihm aufgezwungen hatte, und seine schmalen Hände waren leer und freudlos wie die Wohnung, in der er allabendlich mit gebeugtem Nacken aus dem Joch eines ungeliebten, nur ertragenden Berufes heimkehrte.

Von allem, was den Menschen den blutigen Ernst des Lebenmüssens mit dem bunten Flitter geglaubter Freuden barmherzig und trügerisch überkleidet und vergoldet, war diesem Träger eines bedrohlichen und bedeutungsvollen Namens nichts geworden. Das zähe Hinausschieben aus den Niederungen einer überschatteten Kindheit, das nicht endenwollende Ringen mit den Tücken und Bosheiten eines widerwilligen und bösartigen Schicksals hatten seine besten Kräfte in Fesseln geschlagen und verbraucht. Freunde hatte er nie gekannt, denn sein oft verwundetes Herz bangte vor den täppischen Berührungen mit anderen und litt unter der Unfähigkeit, sich vertrauend jemandem zu eröffnen. Tragische Zerwürfnisse der Eltern, die in Haß und Liebe aneinandergekettet waren, hatten ihre Seelen verbrannt, der Mutter das Herz gebrochen und den Vater zum Trunk getrieben. Jetzt führte er in irgendeinem Sanatorium ein stumpfes und sinnloses Dasein. Dies Geschehen begleitete den verwaisten Knaben in die Nöte seiner Jünglings- und Mannesjahre und bewirkte, daß er Liebe und Ehe wie etwas rätselhaft Dunkles scheute und mied und ihm das Weib fremd blieb in einer Zeit, da er seiner am meisten bedurft hätte.

Schließlich, doch stöhnend unter dem Leid, das ihn oft jählings beim Gedenken seiner seelischen Heimatlosigkeit überfiel und ihn Nacht für Nacht schluchzend in die Kissen warf, mit Grausen sich der Verlorenheit seines Ichs bewußt werdend, begann seine Seele sich langsam der Welt zu erschließen. Nur mühsam verbarg das pedantische Gleichmaß seiner äußeren Lebensführung die zitternde Unruhe seines Inneren und mit Scham und Gier wartete er nun auf das Erlebnis, das große Wunderbare, das ihn aus den brandenden Wellen der Vergangenheit auf die übersonnten Klippen einer erfüllten Gegenwart werfen sollte.

Wenn er jetzt morgens in den Vorortzug stieg, der ihn seiner Arbeitsstelle entgegenführen sollte, wenn er sich, leicht fröstelnd, in eine Ecke der plüschbezogenen Bank drückte und die Mitfahrenden musterte, dann erfüllte ihn die Nähe der jungen Mädchen, die lachend und übermütig das Abteil füllten, mit einer sanften Rührung. Manchmal bereits ertappte er sich dabei, wie ihn der Anblick einer schmalen, weißen Mädchenhand, eines schlanken, nervösen Frauenfußes mit leiser Wärme berührte, ja, ihm eine versteckte Träne in die Augen trieb. Die Wohlgestalt des weiblichen Körpers, dessen rhythmische Schönheit er unter der bekleidenden Hülle mit hellseherischer Phantasie erfaßte, wurde ihm so allmählich zu einem flammenden Erlebnis. Seine Augen wurden groß und glänzend wie vor Hunger und zuweilen bemühte er sich, seinem unbekannten Gegenüber entgegenzulächeln. Er tat dies mit einer unendlich hilflosen und verlegenen Gebärde; und so groß war bereits die Trauer und Entsunkenheit seines vor Schmerz wilden und herben Angesichts, daß die Mädchen, die sein Auge suchte und fragte, plötzlich verstummten und den Frohsinn beiseite taten, als schämten sie sich seiner. Das war ihm dann wie ein Peitschenschlag, der ihn aus dem Paradies der entfesselten Träume und hoffnungsseligen Ahnungen zurücktrieb in die wilde Oede und Armut des Tatsächlichen und Bestehenden. Für viele Tage versank er dann wieder in die erkämpfte Dunkelheit der eigenen Gedanken, die doch immer häufiger von den kreisenden Blitzen seiner Sehnsucht zerrissen und erleuchtet wurden.

Einmal aber geschah dies: daß dem trüben Mann ein Mädchen gegenübersaß, dessen blasses, edles Gesicht überleuchtet wurde von dem friedlichen Schein einer madonnenhaften Reinheit. Mühsam genug war die Fülle des braunen Haares zu einer Frisur gebändigt, die fast zu schwer schien für den schlanken, mattweißen Nacken. Und unter der hohen, klaren Stirn leuchteten zwei tiefblaue Augen mit der frommen Stetigkeit ferner, zur Andacht stimmender Sterne.

Als Ludwig Todtenhaupts Blick diese Augen trafen, hafteten sie lange und sorgsam an den zerwühlten und zerstörten Zügen seines Gesichtes. Keine Wimper senkte sich über dies kristallene Leuchten, grübelnde Nachdenklichkeit überhastete für eine Sekunde Dauer des Mädchens Stirn gleich dem flüchtigen Schatten einer hinjagenden Wolke, dann verriet nur noch das sanfte Heben und Senken der atmenden Brust das darunter zuckende Leben. Die Tatsache aber, daß hier erstmals fast in seinem Dasein eines Mädchens Auge unerschrocken und beinahe sorgend an dem seinen hing, durchzuckte die Seele des Mannes mit einem unsäglichen, jähen Glücksempfinden. Ueberwältigt, erdrückt förmlich von der Wucht eines Erlebnisses, das bei aller Alltäglichkeit und eigentlichen Nichtigkeit für ihn den Wert eines Schicksalhaft-Großen erhielt, machte sich seine Empfindung in einem kaum gehauchten, sicher nicht gehörten Seufzer Luft. Schwäche überrieselte ihn wohlig und die kalten Mauern seiner bisherigen Gefangenschaft und Einsamkeit zerbarsten unter dem Sturmbauch dieser Erschütterung.

Von diesem Augenblick an hatte Ludwig Todtenhaupt das sichere Bewußtsein, daß es dieses Mädchen sei, in das, so oder so, sein ganzes weiteres Leben irgendwie einmünden müsse. So gewiß war er sich dessen, daß er durch Tage keinerlei Anstrengung machte, sie wiederzusehen, vielmehr alles jenem unbestimmt Wirkenden und Mächtigen überließ, das nur Toren als Zufall bezeichnen können. Und als dennoch nach einiger Zeit durch schicksalhaftes, nun schon unabweisliches Wollen die beiden sich begegneten, da sprach noch keiner Wochen hindurch während der kurzen Fahrt auch nur ein einziges armes Wörtchen zu dem anderen. Und trotzdem mußten Mann und Weib schon jetzt, daß sie einander gehörten, ohne sich je besessen zu haben, ohne etwas von dem anderen zu wissen, weil sich ihre Vereinigung bereits in einer geläuterten Sphäre geistiger Erhobenheit restlos vollzogen hatte. Und eben darum war es auch für keinen von beiden irgendwie seltsam oder absonderlich, wie es dem allzu nüchternen Dritten wohl erscheinen mochte, als an einem Morgen, da sie allein im Abteil saßen, das Mädchen sich plötzlich über den Mann beugte, seine kindlich schlanken, weißen Arme um des Mannes Hals warf und mit kühlen, keuschen Lippen seinen ersten Kuß trank...

Es hätte nun geschehen können, daß dieses Mädchen krank wurde und starb, ehe der beiden Menschen Schicksal sich in bürgerlicher Gebundenheit zusammenschloß und vereinte. Oder aber es hätte auch sein können, daß die Reinheit dieser Züge nur den Abgrund bodenloser Lasterhaftigkeit höllisch übertünchte und verbarg. Beide Möglichkeiten wären für den Fortgang des Geschehens von vollkommener Belanglosigkeit gewesen. Denn die Erschütterung einer derart umgeschmolzenen Mannesseele kann aus der zeitlichen Begrenzung alles Lebenden Schrecken nicht mehr erfahren und es muß zum anderen geglaubt werden, daß eine so lange zurückgehaltene und aufgestaute Liebe überirdisch stark genug war, um selbst eine Dirne zu einer Heiligen zu läutern in dem Schmiedefeuer des Glaubens.

Und es erübrigt sich mithin die weitere Verfolgung eines Geschehens, das sich restlos erfüllte in demselben Augenblick schon, da es sich ereignete.

Ausgefleddert!

Von Ricardo.

Die Sache wird dadurch kompliziert, daß Herr Berthold Ball im Grunde genommen, gar nicht zu Exzessen neigt. Gewiß, er trinkt hier und da ein Glas Bier, er trinkt auch mal ein Schnäpschen, aber er pflegt nie über den Durst zu trinken. Einerseits erlaubt ihm dies nicht seine wirtschaftliche Lage, andererseits ist er ein Mann mit Grundsätzen. Von fremden Weibern hält er wenig oder besser nichts, er hat an seiner eigenen Frau genug. Auch sonstigen Lastern frönt er prinzipiell nicht. Er raucht nach dem Essen ein Pfeifchen, Sonntags eine Zigarre, er nimmt mal eine Prise, aber damit sind auch im Leben Berthold Balls die simulierenden Mittel erschöpft. Und dennoch schlummert in seiner Seele eine verhaltene Glut und wartet auf den frischen Luftzug, der diese Glut zu hellen Flammen entfache. Er leidet unter dem Trott des Alltags, er möchte etwas erleben, das ihm — und sei es nur für Stunden — hinaushebt aus dem Grau des Einerleis, das ihn zum Mittelpunkt der Geschehnisse erhebe. Politisch steht er sehr weit rechts, ohne dabei allerdings mehr als vage Vorstellungen von der Bedeutung dieser Gesinnungseinstellung zu haben.

Berthold Balls Arbeitsfeld ist die Registratur einer größeren Firma. Er führt hier ein sogenanntes Journal, registriert Briefe und Karten während acht Stunden des Tages. Diese Arbeit wächst ihm, mit Verlaub zu sagen, schon lange zum Halse heraus. Schon seit langem sieht er sich unter der Hand nach etwas anderem um, aber man weiß ja, wie heutzutage die Verhältnisse auf dem Stellenmarkt liegen!

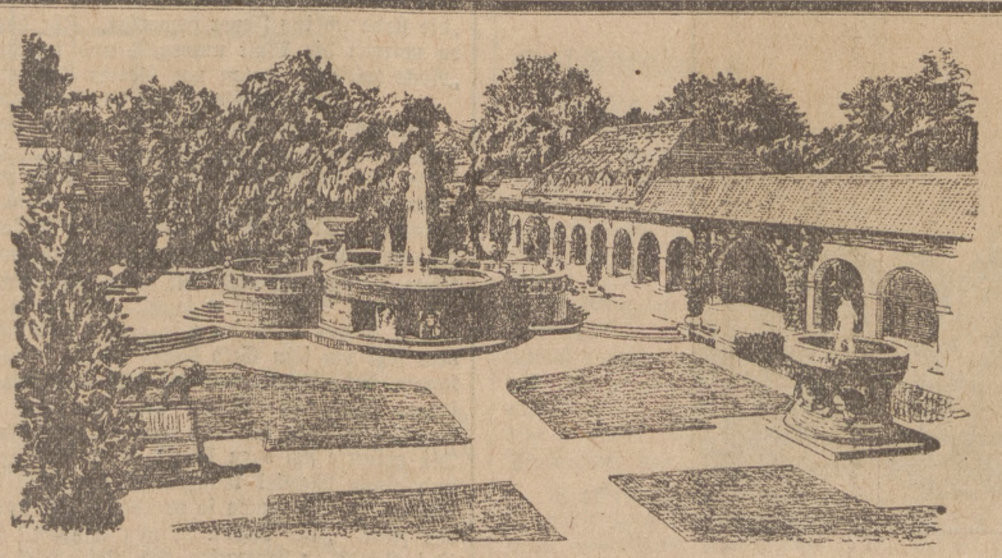
Als darum eines Tages der Kassierer der Firma Herrn Berthold Ball beauftragte, eine Summe von rund 2000 Gulden zur Bank zu bringen, da freute er sich herzlich über die kleine Abwechslung. Er steckte die für ihn phantastische Summe in die Brusttasche seines Rockes, stülpte sich den Hut über die Glatze und hüpfte pfeifend die Treppen hinunter.

Auf der Straße überkam ihn plötzlich ein merkwürdiges Gefühl. Jäh begann sein Herz schneller zu schlagen. Er überdachte, wie es doch wäre, wenn er jetzt mit dem vielen Geld das Weite suchen... Doch nein, pfui Deibel! was sind schon 2000 Gulden? Deswegen seine Existenz aufs Spiel setzen? Nein, so etwas tut ein einigermaßen vernünftiger Mensch nicht. Wegen 2000 lumpige Gulden? Nö...

Nein, ein Berthold Ball ist kein Dieb! Aber man müßte von Räubern überfallen werden, man müßte um das Geld der Firma kämpfen wie ein Löwe, dann würde der Chef erkennen, was er an einem Berthold Ball für einen Angestellten habe. Ja, blutend, mit einigen ausgeschlagenen Zähnen vor dem Chef stehen und schlicht sagen: „Das Geld hätte ich nicht gelassen und wenn mein Leben drauf gegangen wäre!"

Eine mächtige Erregung ergreift Berthold Ball. Er ging absichtlich langsam und musterte die Vorübergehenden stechenden Blickes. Die linke Hand preßte er von außen gegen die Brusttasche. Jeder mußte erkennen, daß er dort einen Schatz barg. Absichtlich ging er nicht den nächsten Weg zur Bank, er machte Umwege durch kleine, stille Gassen. Sein Herz schlug in Erwartung... Gleich mußte die Bank ihre Schalter schließen, Berthold Ball sah es an der Turmuhr, aber dennoch zögerte er und schritt widerwillig dahin. Sollte auch diese Episode so sang- und klanglos verlaufen? — —

Am nächsten Morgen telephonierte die Firma mit der Bank. Nein, ein Bote mit Gulden 2000 sei nicht dagewesen. Nein, gestern nicht, auch heute morgen nicht! Man telephonierte noch, da erschien Frau Leonie Ball, die Gattin Bertholds, bei der Firma. Ob man nicht wisse, wo ihr Mann sei, sie habe die



Der Sprudelhof in Bad Nauheim
dem weltbekannten deutschen Kurort für Herzkranke.

ganze Nacht auf ihn gewartet und er pflege doch nie, aber auch nie, die Nacht durchzugehen. So, so, wurde ihr Bescheid, hm, ja, aber gestern sei der Mann mit 2000 Gulden zur Bank geschickt worden, ja...

„Huch!“ schrie die Frau Leonie Ball auf, „dänn isser unter die Märder jefallen!“

Das war nun eine böse Sache. Der Chef der Firma war ein äußerst skeptischer Herr, der erkundigte sich nach Berthold Balls Leumund. Der war prima, und man war ratlos. So oder so, die Polizei mußte verständigt werden. Es ging um 2000 Gulden und schließlich auch um Berthold Ball oder — seine Leiche.

Stunden der Nervosität und Stunden der Angst und Sorge kamen — 36 Stunden! Dann rasselten die Telephone: Berthold Ball war gefunden! Er war soeben selbst bei der Polizei erschienen und wußte Gräßliches zu berichten. Er sah schrecklich aus! Blaß und übernächtigt! Der Kragen dreckig und der Anzug verknüllt! Das Geld, die 2000 Gulden waren fort! Gestohlen, geraubt!

Kurz vor der Bank, seien plötzlich drei Männer aufgetaucht, erzählte er, packten den Ahnungslosen und schleuderten ihn in ein bereitstehendes Auto. In wilder Fahrt ging es los. Jemand hielt ihm eine scharfriechende Flüssigkeit unter die Nase — er verlor das Bewußtsein. Vor einer Stunde sei er auf freiem Felde erwacht...

Berthold Ball war scheu und gedrückt. Was nützte ihm nun das romantische Erlebnis, wenn er das Geld nicht retten konnte? Er gab dieser traurigen Ansicht Ausdruck, verlor sich in Gedanken.

„Hören Sie, Herr Ball,“ sagte da der Kriminalbeamte, der ein langes Protokoll fertigte, plötzlich sanft zu dem sinnend dasitzenden Berthold Ball, „hören Sie, als Sie die ersten Schnäpse getrunken hatten, da haben Sie vielleicht einen Hundertguldenschein statt einen Fünfundzwanziger ausgegeben, und dann kamen ein paar Weiber an ihren Tisch, nicht wahr...“

„Ja,“ sagte Berthold Ball noch immer in Gedanken, „so kann es sein, und der Dicken, Frechen schenkte ich gleich 200...“ Doch dann fährt er auf: „Was, wie, ich?... Ich bin doch überfallen...“

„Tja, Herr Ball,“ sagt immer noch sanft der Beamte, „dies ist jetzt eine Angelegenheit nicht des Dezernats für Raub, sondern für Unterschlagung.“

Und Berthold Ball wird in ein anderes Zimmer geführt, er, der gar nicht zu Exzessen neigt...



„Ostpreußische Landschaft“

ein Gemälde des ostpreußischen Malers Erich Behrend (Berlin), das in der jetzigen Frühjahrsausstellung der Berliner Sezession gezeigt wird.

Der Ueberlebende

Von Julius Kiener.

Als damals ein Lastenzug plötzlich in den Personenwagen fuhr, da kam nur ein Mann nicht nur mit dem Leben, sondern gänzlich heil davon, und dieser eine war Mathias Knopf, ein verheirateter Kaufmann aus dem Städtchen X. Seine Rückkehr in die kleine Stadt glich einem Triumphzug. Herr Knopf war auf einmal eine Berühmtheit. Sein Bild erschien mit und ohne Familie in der Zeitung, überall sprach man nur von Herrn Knopf. Immer wieder mußte er erzählen, was er sich vor und nach dem Zusammenstoß dachte, und wie er sich selber seine Rettung erklären könne. Doch weil sich Knopf weder vor- noch nachher etwas gedacht, so mußte er rasch etwas erfinden, um die Leute nicht ganz zu enttäuschen. Hatte er zuerst an einen glücklichen Zufall geglaubt, so änderte er nun auch diese Meinung, und er schrieb die Rettung jetzt seiner Geistesgegenwart und Intelligenz zu, wodurch er natürlich noch höher im Ansehen stieg. Seine Frau aber ließ sich von der Intelligenz ihres Mannes nicht so rasch überzeugen, sie war der unerschütterlichen Ansicht, daß nur Gott den Knopf gerettet haben konnte. Zuerst brauste Knopf auf, schließlich aber war er damit einverstanden, den Erfolg mit Gott zu teilen, da ja doch nur der unsichtbare Teil für Gott übrigblieb, während Knopf als sichtbarer Erfolg herumging. Kurz, der kleine Kaufmann war nun ein großer Mann, eine Sehenswürdigkeit. Er hatte den Tod besiegt.

Bei der Bestattung der Opfer stand Knopf mit Frau und seinen zwei Kindern in der vordersten Reihe. Der Pfarrer hielt eine lange Rede und rühmte die Tugenden der Verunglückten, so daß es den Ueberlebenden warm ums Herz wurde, und er bedauerte fast, nicht unter den Toten zu sein. Oft sah er seiner Frau ins Gesicht, als ob er sagen wollte: „Siehst du, so hätte der Pfarrer auch von meinen Tugenden gesprochen.“ Es war für den kleinen Kaufmann geradezu beschämend, noch zu leben, während die anderen begraben wurden. Er brauchte gewissermaßen eine Rechtfertigung, es war notwendig, daß er sein Dasein sozusagen begründe. Er mußte zeigen, wie gerecht das Schicksal wählte, indem es ihn — Knopf — leben ließ.

Endlich wollte er sich Respekt verschaffen als Mann und Hausherr, denn seine Frau ließ sich noch immer nicht von seiner Auserwähltheit überzeugen. „Ich will nicht, daß du den halben Nachmittag mit der Nachbarin verschwätzest,“ sagte er, „besinne dich auf deine Pflichten.“ Sie blickte ihn furchtlos an. „Wir alle haben unsere Pflichten“, setzte er zur Abschwächung hinzu. — „Danke lieber Gott, daß du überhaupt noch lebst“, entgegnete die Frau kurz.

Immerfort erinnerte sie ihn an die Dankbarkeit gegen Gott, was ihn wütend machen konnte, den es sah ja aus, als ob er sich dieses Leben nicht mehr selber verdiene. Sogar die zwei Kinder, ein Junge von 12 Jahren und ein 7jähriges Mädchen, muckten auf, wenn er ihnen befahl, die Suppe nicht zu schlürfen. Allmählich verwünschte der Kaufmann Knopf den Ruhm, der einzig Ueberlebende einer Eisenbahnkatastrophe zu sein.

Kam er zum Friseur, so hieß es: „Grüß Gott, Knopf, Mensch du kannst dem Himmel danken“, ging er abends ins Gasthaus, dann schrien fast alle zugleich: „Bist du nicht froh, da zu sein, du kannst wirklich froh sein.“

Nun Knopf war sicherlich froh, doch den Leuten schien es immer noch zu wenig. Sollte er denn in die Luft springen vor Freude?

Daheim durfte er überhaupt nichts mehr sagen, die Frau bezichtigte ihn sogleich der Undankbarkeit gegen Gott, und die zwei Kinder benahmen sich, als brauchten sie keinen Vater, als sei ein Vater nicht mehr nötig, der doch ebenso gut hätte umkommen können. Allmählich wurde Knopf ein Humorist. Er begann zu singen.

„Du singst,“ sagte seine Frau, „du kannst singen, während andere in der kalten Erde verfaulen.“ — „Ja, gerade deswegen“, erwiderte Knopf. „Was bist du nur für ein roher Mensch,“ rief die Frau und wandte sich entsetzt ab. Auch die zwei Kinder machten es der Mutter nach. Knopf durfte nicht zeigen, daß er eigentlich gar nicht zum Singen aufgelegt war, er wollte doch seine Freude ausdrücken. Die Leute sollten sehen, wie er sich über das Leben freute. Doch die Leute ärgerten sich.

Er konnte es den Menschen nicht mehr recht machen. „Viel bessere Männer liegen unter der Erde“, sagte wieder einmal nach einer Meinungsverschiedenheit die Frau, und die Kinder sahen den Vater an, fragend, abschätzend, wie gut denn der Vater, vielmehr, wie schlecht er sei. Knopf, der seine verunglückten Mitreisenden nicht gekannt, sondern nur flüchtig gesehen hatte, fing nun an, diese Verunglückten herabzusetzen. Er versuchte den Leuten zu beweisen, daß es um ihn mehr schade gewesen wäre. Wenn er jetzt von der Katastrophe erzählte, so bezichtigte er sein damaliges Vis-a-vis der Krüppelhaftigkeit und seinem Nachbar gab er ein Verbrechergesicht, kurz, man könne fast sagen, es sei gut, daß der Mensch oder die Menschheit erlöst sei. Dadurch machte sich aber Knopf nicht beliebter.

„Wie niederträchtig du in deinem ganzen Wesen bist,“ sagte seine Frau, „erst jetzt erkenne ich deine Gemeinheit vollständig. Wärest du damals verunglückt, dann wäre dein Bild nicht ganz gewesen. Nun aber zeigst du dich in deiner wahren Gestalt.“ — „Dann sei froh, daß ich dir nicht zu früh entschwunden bin — überhaupt wächst mir die ganze Sache bald zum Hals heraus. Ich habe schließlich auch noch andere Sorgen, verstehst du, versteht ihr mich?“ wandte er sich an die ganze Familie.

Die Familie verstand nicht die Roheit des Vaters. Die Familie hatte wohl geheult, als die Nachricht von dem Zusammenstoß ins Städtchen drang, aber die Mutter hatte dann die Kinder getröstet, und sie raffte sich auch bald von ihrem Schmerz auf, denn der Vater war ja in der Lebensversicherung. Jetzt gab freilich die Frau ihren Schmerz nicht zu, denn es hätte ausgesehen, als ob sie sich im Hinblick auf die Versicherungssumme getröstet hätte, und so gefühllos war die Gattin nicht. Was sie ärgerte, war nur das maßlos eingebildete Auftreten ihres Mannes, daß er sich für einen Auserwählten hielt. Nein, die Frau war nicht gefühlloser als alle, sie konnte einfach den Gesang nicht anhören.

Er sang dann nicht mehr. Das Geschäft ging schlecht. Die Leute kauften bei der Konkurrenz, die Leute wollten einen Rohling nicht mehr unterstützen. „Kein Wunder“, erklärte die Frau, „kein Wunder, solange der Laden in deinem Namen geführt wird.“

Um den Ruin aufzuhalten, ließ Knopf den Namen seiner Frau eintragen. Er vermachte sozusagen sein Vermögen seiner Frau. Er hatte bald überhaupt nichts mehr zu sagen. Ueberdies wandte er sich immer mehr vom Aeußern ab und inneren Erlebnissen zu. Er begann über das schreckliche Eisenbahnunglück nachzudenken. Er bereute die Worte über die Mitreisenden, er wurde demütig, religiös und wollte sich läutern. Er fuhr an die Unglücksstelle, um sich noch alles recht zu vergegenwärtigen, er wäre am liebsten gar nicht mehr heimgekehrt. Seine Frau führte ja auch jetzt das Geschäft allein, und nur ihr hatte es Knopf zu verdanken, nicht vollends an den Bettelstab gekommen zu sein.

Da aber schließlich jeder Mensch eine Tätigkeit braucht, um nicht trübsinnig zu werden, so bewarb sich Knopf auf Anraten seiner Frau um die Stelle eines Reisenden bei einer Staubsaugerfirma.

In dieser Eigenschaft lernte ich ihn kennen. Er saß im Zug mir gegenüber und erzählte mir diese Geschichte, als spräche er von einem Bekannten. Allmählich aber wurde mir deutlich, daß es seine Geschichte war.

Der Zug raste mit uns dahin. Es war mir beinahe unheimlich, es kam mir vor, als erwarte sich mein Gegenüber jeden Augenblick einen Zusammenstoß. Er aber freute sich über eine solche Möglichkeit, ihm machte das Reisen Spaß.

Nasr-ed-Din

Geschichten vom türkischen Eulenspiegel.

Der Weltuntergang.

Das Bairam-Fest stand vor der Türe; so kaufte Nasr-ed-Din im Dorfe ein fettes Schaf und trieb es friedlich der Stadt zu. Da begegnete er einer Schar junger Leute. Sie beschlossen, dem Fremden einen Streich zu spielen und fragten ihn: „Woher kommst du des Weges und wohin gehst du?“ „Ich kaufte dieses Schaf, das ich zum hohen Bairam braten will,“ war die Antwort. „Zum Bairam? Weißt du denn nicht, daß die Welt morgen untergeht und kein Gläubiger mehr Bairam feiern wird? Komme mit uns, wir wollen dein Schaf schlachten und braten und uns ein letztesmal gütlich tun, ehe die Welt untergeht.“ — Halb im Scherz, halb mit Gewalt entführten sie Nasr-ed-Din samt seinem Schaf und schlugen in einer Lichtung, unweit des kleinen Flusses ihr Ruhelager auf. Bald war das Schaf geschlachtet. Ein Feuer loderte hell auf und Nasr-ed-Din übernahm es, das Mahl zu bereiten. Die jungen Leute aber entledigten sich ihrer Oberkleider, um im Flusse zu baden. Als sie zurückkamen, vermißten sie ihre Kleider und fragten Nasr-ed-Din nach ihnen. „Eure Kleider?“ war die Antwort des Weisen, „die habe ich ins Feuer geworfen. Ihr bedürft ihrer nicht mehr, da morgen die Welt untergeht und im Koran geschrieben steht: „Nackt sollst du treten vor Gottes Thron!“ —

Die Geschichte von den tausend Dinaren.

Eines Tages breitete Nasr-ed-Din im Hofe seines Hauses seinen Teppich aus und betete: „Allah,, ich bin in großer Not, schicke mir tausend Dinar, aber du mußt mein Gebet vollständig erhören; neunhundertneunundneunzig Dinar könnte ich nicht annehmen.“ Ein Nachbar, welcher das Gebet gehört hatte, wollte Nasr-ed-Din auf die Probe stellen und warf, von ihm nicht gesehen, einen Beutel mit neunhundertneunundneuzig Dinaren ins Haus. Nasr-ed-Din sagte: „Ich danke dir, o Allah, den fehlenden Dinar wirst du mir gewiß noch schicken.“ Der Nachbar, dem jetzt um sein Geld bange wurde, eilte in den Hof und verlangte, daß ihm Nasr-ed-Din sein Geld zurückgebe. „Dein Geld,“ fragte Nasr-ed-Din, „das Geld hat mir Allah geschickt.“ Der Nachbar forderte ihn auf. mit ihm zum Kadi zu gehen; Nasr-ed-Din erklärte sich dazu bereit, wenn ihm der Nachbar seinen Esel und einen Mantel leihe, denn der Weg sei weit, und es war bitter kalt. Sie kamen so vor den Kadi, und der Nachbar erzählte den Fall. „Der Mann ist von Sinnen,“ sagte Nasr-ed-Din, „er ist imstande, zu behaupten, daß dieser Esel und der Mantel ebenso sein Eigentum sind.“ „Gewiß sind sie mein,“ rief der Nachbar dazwischen. „Fort mit dem Lügner ins Gefängnis“, entschied der Kadi, und Nasre-ed-Din zog mit Geld, Esel und Mantel ab.



Frankreichs Geschenk an den Papst?

Nach französischen Zeitungsmeldungen wird beabsichtigt, das historische Schloß der Päpste in Avignon dem Vatikan zum Geschenk zu machen.

tionale ging man zu einem Tanzkränzchen über, welches ungestört um 2 Uhr ein Ende nahm. Alles in allem, ein reichhaltiges Programm, mit dem man mit Zufriedenheit sagen kann, das die Anwesenden auf ihre Rechnung kamen. Hier möge der mühevollen Arbeit des Komitees der Dank ausgesprochen werden. Den anderen aber, die aus Furcht diesem Fest fernblieben, sagen wir von dieser Stelle aus, kommt zu uns, füllt die Reihen und kämpft für eine Verständigung der polnisch- und deutschsprechenden Arbeitermassen, damit das Wort Geltung haben soll. Durch Kampf zum Sieg für den Sozialismus, für die Verbrüderung.

P. K.

Rätsel-Ecke

Besuchskarte

R. EKET
Ruda

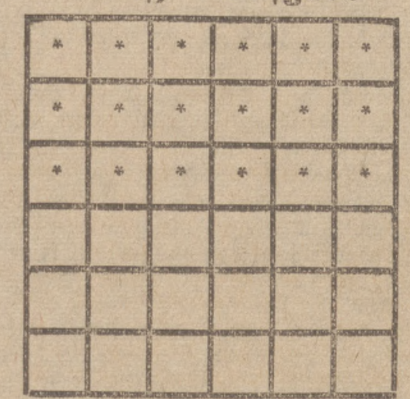
Was ist der Herr?

Silbenrätsel

Aus den Silben:
al — am — am — bahn — be — ber — ber — bie — bra — da — den — dig — dur — e — e — ei — ei — eis — er — fel — fen — fred — ga — hund — il — in — la — lau — le — le — le — ler — li — lie — lin — lin — log — mann — mi — ne — ne — nem — nie — o — o — re — rie — rum — san — se — se — sen — spür — tra — ve — waf — wel — wen — sind 25 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen, eine Bedeutung ergeben.

1. Frauengestalt aus der indischen Mythologie, 2. männl. Vorname, 3. Polizeihund, 4. friesische Insel, 5. Verkaufsraum, 6. Fluß in Holstein, 7. Erfrischung, 8. Fußbekleidung, 9. Wärmespender, 10. Gartenhäuschen, 11. deutscher Maler, 12. Verkehrsmittel, 13. Verkünder einer neuen Lehre, 14. Maschinenteil, 15. Donaunebenfluß, 16. Märchengestalt. 17. Hülsenfrucht, 18. ein Wort für innerlich, 19. weibl. Vorname, 20. Stadt in Deutschland, 21. Baum, 22. Körperorgan, 23. Wohlgeruch, 24. nützliches Insekt, 25. früherer preußischer Kriegsminister.

Denksportaufgabe



Achtzehn Sterne sind auf 36 Felder des vorgezeichneten Quadrates so zu verteilen, daß auf jede senkrechte und wagerechte Reihe drei Sterne zu liegen kommen.

Auflösung des Silbenrätsels

Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.

1. Arena, 2. Leidenschaft, 3. Lenau, 4. Ebene, 5. Nikolaus, 6. Laute, 7. Einkommen, 8. Ursula, 9. Toto, 10. Eid, 11. Neisse, 12. Riegel, 13. Einmaster, 14. Christiania, 15. Treppe, 16. Gumbinnen, 17. Erato, 18. Tenne, 19. Ardennen, 20. Nikolajew. 21. Italien, 22. Sonnabend, 23. Tintenfisch.

Auflösung der Besuchskarte

Katowice.

Der Aufruhr in Berlin

Halt, hier wird geschossen! — Erfolglose Generalstreikparole — Handgranaten und Maschinengewehre gegen die Aufrührer — Kleiner Belagerungszustand

Berlin. Die „B. Z." meldet zu den Straßenabriegelungen am Wedding: An der Reinickendorfer- und Weddingstraße wurden Schilder aufgestellt „Halt, hier wird geschossen". Dadurch wurde jeder Zuzug ferngehalten, doch mußten sich alle, die in das abgesperrte Gebiet hineinwollten, als wohnend ausweisen und wurden auf Waffen untersucht. Alle Hauseingänge waren mit Doppelposten besetzt. Im Mittelpunkt des Aufruhrherdes, in der Köslinerstraße, drohen Maschinengewehrrohre nach der Wedding- und nach der Wiesenstraße, ebenso wie das graugestrichene Panzerauto. Alle Türen und Fenster sind geschlossen. Jeder Verkehr stockt. Die Kriminalbeamten, die die Häuser durchsuchen, haben bereits manches Interessante gefunden: Waffen aller Art, Munitionsreste, abgeschossene Patronen usw. Dinge, die vom Krieg gegen die Polizei Zeugnis ablegen. Die Nachprüfungen haben unzweideutig ergeben, daß die ausführenden durchweg jugendliche Burschen sind, daß aber die Aufstände vorher sehr genau organisiert worden sind.

Hiervon gehen die Erwägungen der preußischen Zentralstellen aus, die logisch dahin hinauslaufen, ob eine Auflösung bestimmter kommunistischer Organisationen jetzt notwendig erscheint. Diese Erörterungen konzentrieren sich im wesentlichen auf den Rot-Front-Kämpferbund. Die Nachforschungen, die man bereits seit langer Zeit überall anstellt, bestätigen den Eindruck, daß hier die eigentliche Keimstelle für die Herausforderungen und Zusammenstöße zu suchen ist, die sich jetzt seit Tagen ereignen. Auf das Konto des Rotfrontkämpferbundes schreibt man auch die Tatsache, daß überwiegend die jugendlichen Elemente zum größtenteil die Demonstranten in den Straßen Neuköllns und am Wedding gestellt haben. Die Erwägungen über etwaige Maßnahmen gegen den Rotfrontkämpferbund sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen.

Wie eine Berliner Korrespondenz zu den letzten Vorgängen noch ergänzend berichtet, verfügte der Janhagel bei seinem Kampf gegen die Polizei über Gewehre, Karabiner, Revolver schwersten Kalibers. Der Munitionsaufwand war so groß, daß er nur von zentraler Stelle aus gedeckt worden sein kann.

Am Wedding begann bei Eintreten der Dunkelheit die Unruhe damit, daß die Kommunisten die Dächer in der Köslinerstraße besetzten. Dabei wurde beobachtet, daß von der Straße aus, den Dachschützen Signale mit Taschenlampen gegeben wurden, während die Frauen die auf den Häusern liegenden Kommunisten mit Verpflegung versorgten. Gegen 10 Uhr wurde dann von einem Trupp junger Burschen das Geschäft des Messerschmiedes Pfeiffer geplündert. Die Rowdys nahmen Dolchmesser, Hirschfänger, Rasiermesser und sogar Haarschneidemaschinen und Nagelpflegeartikel mit. Dann wurde Bürgersteig und Fahrdamm aufgerissen und aus den großen Granitsteinen und dem Kopfsteinpflaster, errichteten die Aufrührer eine kugelsichere Barrikade, die erst in der Nacht durch einen überraschenden Vorstoß der Polizei von zwei Seiten bestürmt werden konnte. Hierbei wurden 17 junge Burschen gefaßt, die unter polizeilicher Bedeckung die Barrikade abräumen und das zerstörte Pflaster notdürftig in Ordnung bringen mußten. Während der Arbeit wurde diese Gruppe von den Dachschützen beschossen. Erst auf Zurufe der Gefangenen erkannten die Dachschützen, wer dort unten arbeitete und stellten das Feuer ein. Beim Abtransport des gefangenen Trupps, der nach beendigter Arbeit gegen 4 Uhr beim ersten Morgengrauen vor sich ging, wurden plötzlich die Fenster aufgerissen und die Abziehenden mit Salven überschüttet. Im Nu sammelte sich der Mob auf der Straße, unter dem man Frauen sah, die mit langen Messern bewaffnet waren. Die Polizei wurde zahlreich eingesetzt, riegelte den unruhigen Straßenblock ab und begann sofort mit systematischen Haussuchungen.

Auch in Neukölln ist es vielfach zu Plünderungen gekommen. Ein Angriff auf die Polizeiwache in der Selchowerstraße konnte abgeschlagen werden. Die Haussuchungen dauern zur Zeit noch an. Die Verletzten in beiden Vierteln werden auf 16 geschätzt.

Die Generalstreikparole der Kommunisten ist bisher kaum befolgt worden. Lediglich in der Zigaretteninduſtrie haben 3000 Mann, in der Schuhindustrie 500 Arbeiter die Arbeit niedergelegt. Auch die durch viele Streiks hinreichend bekanntgewordene Arbeiterschaft des Karstadt-Neubaus am Hermannplatz hat der Streikparole Folge geleistet. In der Holz-, Bekleidungs- und Berliner Mühlenindustrie ist die Streikparole unbeachtet geblieben. Die Gewerkschaften haben sich bekanntlich in einem Aufruf energisch gegen die kommunistische Generalstreikparole gewandt.

Die Unruhen in Neukölln dauerten auch in den heutigen Vormittagstunden an. Der Hauptherd der Zusammenstöße ist der Block Hermannstraße, Steinmetz-, Handjery- und Ziethenstraße, und hier sammelten sich trotz der polizeilichen Räumungsmaßnahmen immer wieder starke Menschenmengen an. In den Morgenstunden wurde von der Polizei gemeinschaftlich mit Kriminalbeamten eine planmäßige Durchsuchung derjenigen Häuser nach Waffen vorgenommen, aus denen während der Nacht und in der Frühe zwischen 5 und 6 Uhr wiederholt Schüsse gefallen waren. Gegen 11 Uhr zog sich die Polizei, die völlig ermüdet war dann zurück und sofort bildeten sich wieder zahlreiche Ansammlungen und die Unruhe wuchs von neuem, so daß die Polizei wieder vorgehen mußte, um die Straßen frei zu halten. Dabei mußten auch vereinzelt Schreckschüsse abgegeben werden, da die Menge sich den polizeilichen Anordnungen widersetzte. Die Polizei mußte Panzerwagen einsetzen, die die bedrohten Straßenzüge durchfuhren. Auch Polizeibeamte mit Karabinern ausgerüstet, wurden in größeren Abteilungen herangezogen, um neue Unruhen im Keim zu ersticken.

Die Lage an der Hermannstraße in Neukölln ist gegen 17 Uhr unverändert ernst. Die Absperrungen nehmen an Umfang zu. Auch die Presse darf sich nicht mehr in der Nähe des Kampfgebietes aufhalten. Infolgedessen erfährt man nur spärlich Neuigkeiten über die Kämpfe.

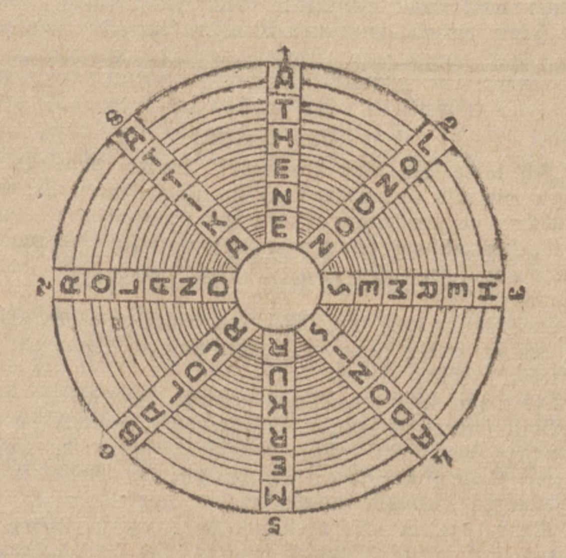
Die Polizei beabsichtigt heute abend einen endgültigen Ansturm auf die Barrikaden, die bis jetzt noch nicht genommen sind. Hierbei soll auf das schärfste durchgegriffen werden. Man will Handgranaten und mehrere Maschinengewehre anwenden. Die Zahl der Toten hat sich auf 4 erhöht, die Zahl der Leicht- und Schwerverletzten ist auf 7 gestiegen. Flugzeuge kreisen über dem Unruheviertel und erkunden die Stellung der Aufrührer.

Die Straßenzüge, in denen sich die Kämpfe abspielen, sehen schlimmer aus, als es in der Revolution der Fall war. Die parallel zur Hermannstraße laufende Bergstraße ist vollgepropft von Neugierigen. Hier hat jedoch seitens der Schutzpolizei noch keine Säuberung stattgefunden. Auch an der Ecke Prinz Handjerystraße-Bergstraße wird jetzt geschossen. Die Schutzpolizei ist abermals um mehrere Hundertschaften verstärkt worden.

Um 21 Uhr trat in Neukölln der sogenannte Kleine Belagerungszustand in Kraft. Eiligst suchte die Bevölkerung ihre Behausungen auf und Totenstille senkte sich über den von der Polizei abgeriegelten Stadtteil. Alle Lokale schlossen und jeder Verkehr war gesperrt. Beide kämpfenden Parteien hielten sich zurück und haben Schreckschüsse abgegeben. Da die Straßenbeleuchtung von dem Mob außer Betrieb gesetzt war, hatte die Polizei vielfach auf Balkone Scheinwerfer angebracht, die mit ihren mächtigen Lichtkegeln die Straßen beschienen.

Gegen Mitternacht fielen die Schüsse nur noch vereinzelt und bei der Polizei wurde angenommen, daß den Aufrührern die Munition ausgegangen sei. Ein Teil der Polizisten war inzwischen mit Stahlhelmen ausgerüstet worden. Die noch von den Aufrührern besetzten Straßen dürften bis Sonnabend gesäubert sein. Man schätzte um Mitternacht die Verluste der Aufrührer auf sechs Tote und 12 Schwerverletzte. Ein Polizeiwachtmeister wurde überfallen und durch Schläge verletzt. Er wurde ins Krankenhaus gebracht.

Auflösung des Sonnenrätsels



Geschäftliches

Die Zeit des Rodelns-, Ski- und Schlittschuhlaufens bringt für die Hausfrau eine besondere Arbeit. Das ist die Pflege der wollenen Kleider, die verstanden sein will, wenn alles Wollene weich und mollig bleiben soll. Gerade das Trocknen der Wollsachen bedarf besonderer Sorgfalt. Am besten wäscht man Wolle, nachdem man ihre Waschbarkeit an einem verdeckten Zipfel erprobt hat, in kalter Persillauge durch leichtes Stauchen und Drücken, spült gleichfalls kalt und setzt dem letzten Spülwasser zur Auffrischung der Farben etwas Küchenessig bei. Dann wickelt man das Stück nach dem Ausdrücken, nicht Wringen, in feuchtigkeitaufsaugende weiße Tücher, um es von aller Nässe zu befreien und legt es sogleich auf tuchbedecktem Tisch, in Form gezogen, zum Trocknen aus. Nicht aufhängen, nicht in Sonne oder Ofenhitze trocknen. Die Beachtung dieser bewährten Regel gibt allen Wollsachen neue Schönheit, Weichheit und Frische.

Bei Erkältungen, Grippe, Halsentzündung, Mandelschwellung, Nervenschmerzen, Gliederreißen, tut man gut, mit einem halben Glas natürlichen „Franz-Josef"-Bitterwassers für tägliche Darmentleerung zu sorgen. Nach Urteilen der Universitätskliniken zeichnet sich das Franz-Josef-Wasser durch sichere Wirksamkeit bei angenehmen Gebrauch aus. Zu haben in Apotheken u. Drogerieen.

Versammlungskalender

Programm der D. S. A. P. Königshütte

Sonntag, den 5. Mai, Maifeier in Sadolla, Bezirkstreffen.

Am Sonntag, den 5. Mai, findet nachmittags um 5 Uhr, im Zentralhotel, Zimmer 26, die erste Frauenfeierstunde der „Arbeiterwohlfahrt" statt. Jede Genossin ist herzlich willkommen!

Kattowitz. (Freidenker.) Am 5. Mai, nachmittags 3 Uhr, findet im Gasthaus Kotyrba in Janow eine Mitglieder-Versammlung der Freidenker und Feuerbestattung statt. Da wichtige Sachen auf der Tagesordnung sind, wird um vollzähliges Erscheinen gebeten.

Königshütte. (Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen.) Am 4. Mai begeht genannter Verband sein 10jähriges Stiftungsfest. Der Tag wird in Form eines Festabends abgehalten, verbunden mit Tanz und verschiedenen Belustigungen im Saale des Hotel „Graf Reden". Auch eine Verlosung findet statt. Wir bitten alle Gönner des Verbandes um regen Zuspruch. Der Ueberschuß kommt den Kriegereltern und Kriegerwaisen zugute.

Königshütte. (Deutscher Metallarbeiterverband.) Am morgigen Sonntag, vormittags 10 Uhr, findet im Büfettzimmer des Volkshauses eine Versammlung der Interessenten am Zeichenkursus statt. Hierzu sind insbesondere die jüngeren Kollegen eingeladen.

Myslowitz. (Gesangverein.) Am Sonntag, den 5. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, im Versammlungslokal Generalversammlung des Gesangvereins. Um das Erscheinen aller Mitglieder wird gebeten, da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen.

Nikolai. (Ortsausschuß.) Sonntag, den 5. Mai, nachmittags um 3 Uhr, Sitzung des Ortsausschußvorstandes. Dazu ist der Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes eingeladen. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen wird erwünscht.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Der Tod des Hypnotiseurs

Malatesta hatte eines Tages entdeckt, daß er ein fabelhafter Hypnotiseur war. Auch bei den tollsten Sachen gehorchten ihm seine Medien blindlings. Nur wenn er ihnen im Zustande der Trance etwas befahl, was gegen ihre Ueberzeugung, gegen die Moral, gegen ihr Selbstgefühl ging, dann wehrten sie sich dagegen und wachten auf. Aber diese Erscheinung kennt jeder Hypnotiseur. Es ist ganz einfach ein Selbstschutz der Natur.

Malatesta suchte auch diesen Selbstschutz der Natur zu überwinden. Ihn lockte es, weiter hinter die Geheimnisse der Natur zu sehen als alle seine Kollegen. Ihn lockte alles Außerordentliche. Ihn lockte auch das Verbrechen.

Eines Tages machte er eine Entdeckung, die zunächst auf ganz anderem Gebiete zu liegen schien. Jeder Gehirnwindung schreiben die Gelehrten eine besondere Bedeutung und Bestimmung zu. Durch irgendeinen Zufall war Malatesta dreimal kurz hintereinander bei der Sezierung der Gehirne von Verbrechern anwesend. Bei allen dreien beobachtete er, daß eine bestimmte Gehirnwindung verletzt war.

Eines Nachmittags kam eins seiner Medien, das er in Gedanken bestellt hatte, zu ihm, ein junger Bankbeamter mit etwas zerfahrenen Gefühlen, dabei ein grundgütiger Mensch. Malatesta ließ ihn in der Hypnose tanzen, singen, Reden halten. Alles, was ihm in den Sinn kam, führte der junge Mann aus. Nur wenn etwas von ihm gewünscht wurde, was seiner Art widersprach, sträubte sich der Hypnotisierte. Malatesta versetzte ihn in tiefe Trance und stach ihn mit einer kleinen Nadel in den Kopf. Der junge Mann zuckte ein wenig; aus der Wunde quoll etwas Blut, aber die Hypnose hielt an. Der Hypnotiseur wischte dem Medium mit Watte die Blutstropfen ab und gab ihm den Auftrag, ein bestimmtes Buch aus seiner Bibliothek zu stehlen. Der junge Mann stahl. Malatesta schloß die Augen, als er das sah, in einem Gefühl seelischen Rausches. Er hatte gesiegt.

Es blieb nicht bei dem Diebstahl des Buches. Malatesta hatte kühnere Pläne. Es trieb ihn, die Grenzen seiner Entdeckung festzustellen. Aber diese Entdeckung war grenzenlos und riß ihren Entdecker mit ins Verderben.

Malatesta hypnotisierte Diebstähle, Raubüberfälle, Einbrüche — und schießlich auch Morde. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Nie konnte man jemanden fassen. Nirgends waren Spuren. Als man doch einige Male die Täter festnehmen konnte, machte man die furchtbare Entdeckung, daß sie nicht normal waren. Keiner der Verbrecher wußte etwas von seiner Tat. Keiner konnte sich an etwas erinnern. Was sie sagten, war wirr und zusammenhanglos. Sie gingen durchs Leben wie Träumer, konnten keiner Vernehmung folgen und wurden ausnahmslos in die Irrenhäuser gesperrt. Die Behörden steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten. Zweifellos ging eine Wahnsinnsepidemie durchs Land.

Aus Freude über seine Entdeckung fürchtete Malatesta, selbst wahnsinnig zu werden. Aber die Entdeckung ließ ihn nicht ruhen. Jeden Tag mußte er neue Beweise haben, immer stärkere, immer größere. Er frohlockte in dem Bewußtsein, daß seine Entdeckung grenzenlos war.

Kindische Angst aber erfaßte ihn vor dem jungen Bankbeamten. Er war der erste gewesen, mit dem ihm ein Verbrechen gelungen war. Er würde auch der letzte sein. Immer wieder kam der junge Mann zurück. Er hatte gestohlen, Brandstiftungen und Einbrüche verübt, ohne es zu wissen, ohne erwischt zu werden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Nur über Ohrenschmerzen und Schlaflosigkeit klagte er seit dem Tage, an dem ihn Malatesta gestochen hatte.

Die Behörden holten Gutachten berühmter Aerzte ein. Niemand wußte, wo der Herd dieser seltsamen Epidemie lag. Malatesta las die Gerüchte in den Zeitungen mit einem Gefühl, das eine Mischung von Stolz, Schadenfreude und Angst war . . .

Eines Tages las man in den Zeitungen, daß auch der Arzt Malatesta ein Opfer dieser seltsamen Kette von Verbrechen geworden sei. Man hatte ihn in seinem Ordinationszimmer gefunden; ihm war der Schädel eingeschlagen worden. Vom Täter fand man keine Spur. Es mußte mitten in der Nacht geschehen sein. Malatesta war entkleidet — „wie auf der Flucht vor Einbrechern niedergeschlagen," sagte der Polizeibericht. Am Nachmittag vorher war der junge Bankbeamte als letzter Patient in seiner Sprechstunde gewesen. Er war hypnotisiert worden und dann ruhig nach Hause gegangen. Von diesem Augenblick an war alles in Dunkel gehüllt. Niemand wußte, wie und warum Malatesta starb. Er war das letzte Opfer der Wahnsinns- und Verbrechensepidemie, sagen die Leute.

Hinter der Mauer

Hinter der Gartenmauer erscholl plötzlich Lärm; es entstand ein Tumult, der auf Flucht und Verfolgung deutete — man hörte Schmerzensschreie, irgend jemand fluchte grimmig, dann hörte man schwere Schläge, die auf einen Körper niedersausten, irgend jemand stürzte zu Boden — ein röchelnder heiserer Laut — schrillende Stimmen: „So, dem Biest haben wir's gegeben — fort damit — — — schafft ihn aus dem Wege!"

Die Stimmen und die Schritte verhallten und es wurde wieder ganz still.

Bleich und bebend stand Herr Gaudelain diesseits der Mauer — sehen konnte er ja nichts — aber — er hatte alles gehört — entsetzlich! Kürzlich erst hatte er diese Besitzung gekauft, war gestern eingezogen und machte heute seinen ersten Spaziergang in dem großen, alten Park. Er kannte die Gegend nicht und wußte nur, daß sich dicht an der Mauer ein finsterer Hohlweg befand und wiederum hinter diesem der Wald anfing. Jetzt hatten sie also einen Menschen in dem unheimlichen Hohlweg ermordet. Zweifellos war soeben ein gräßliches Verbrechen verübt worden.

Was sollte er nur anfangen? Zu Hilfe eilen? Das war ihm unmöglich gewesen — und was sollte er jetzt noch helfen können? Uebrigens konnte er auch nicht über die recht hohe Mauer klettern, die mit Stacheldraht versehen war, was darauf schließen ließ, daß diese Gegend alles andere als friedlich war. Und — außerdem hätte er es gar nicht gewagt, sich einzumischen. Herr Gaudelain war ein äußerst friedliebender Mann. Er hatte das Besitztum erworben, ihm hier seinen Lebensabend zu verbringen, nachdem er bis ins reife Mannesalter als respektabler Hemdenknopfgrossist gewirkt hatte. Er verspürte keine ehrgeizigen Gelüste, sich als Held zu betätigen. Im Grunde genommen war er lediglich sehr bekümmert, in eine derartige Räuberhöhle geraten zu sein. Am meisten entsetzte ihn der Gedanke, daß die Mörder vielleicht seine unfreiwillige Zeugenschaft bemerkt haben könnten und nun darauf sännen, auch ihn um die Ecke zu bringen.

Infolgedessen tat er, was in dieser Situation zu tun war: er lief so schnell ihn seine dünnen, kurzen Beine tragen konnten ins Haus zurück und verschloß sämtliche Türen.

Als er am nächsten Morgen nach einer qualvollen Nacht erwachte, vermochte er es doch nicht, eine gewisse natürliche Neugier zu unterdrücken. Vorsichtig horchte er seine Dienstboten aus, ob sie nichts gehört hätten. Was denn? Ach — nur so — ob irgend etwas in der Nachbarschaft passiert sei — nein nichts, absolut gar nichts — nur das Alltägliche.

Das Alltägliche! Du großer Gott! Gehörte Mord etwa zu den alltäglichen Begebenheiten in dieser Gegend? — Er wagte nicht, weiter zu forschen. Falls sie seine Mitwisserschaft verrieten! Zitternd erwartete er die Nachmittagszeitungen.

Aber auch darin stand kein Sterbenswörtchen von der entsetzlichen Tat. Also es handelt sich um ein Komplott! Die ganze Nachbarschaft war vielleicht mitschuldig! Der kalte Schweiß sprang Herrn Gaudelain auf die Stirn, während er erwog, wie er hier wieder fortkommen könne — und zwar nicht einfach davonlaufen, sondern das Besitztum regulär verkaufen und sein Geld wieder herausbekommen — und natürlich bei lebendigem Leibe wollte er auch gern entwischen.

Nach einer Weile fiel es ihm ein, daß er ja die Polizei benachrichtigen könne. Diesen Gedanken verwarf er aber schon im nächsten Augenblick — das wäre ja sein kompletter Ruin. Man hatte wohl schon von Blutrache gelesen — ja — — —.

Zwei weitere Tage vergingen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. In der Zeitung stand immer noch nichts. Am Nachmittag des dritten Tages wurde ein Herr Laroche gemeldet, sein Nachbar, ein Großgrundbesitzer.

Herr Gaudelain erschauerte einfach.

Im nächsten Moment siegte aber schon seine konventionelle Ergebenheit, die er reichen Leuten gegenüber empfand — ein reicher Mann konnte unmöglich ein Schurke sein — also empfing er ihn unter Entfaltung der äußersten Liebenswürdigkeit.

Herr Laroche war in Wirklichkeit auch ein ganz harmloser Mann — jedenfalls was Mord betraf. Im übrigen hatte er sein Vermögen als ehrgeiziger Rechtsanwalt erworben.

Wie aber soll man Herrn Gaudelains Entsetzen schildern, als der Gast ihm seine linke Hand reichte und sagte: „Sie müssen schon entschuldigen, aber ich verletzte mich am Donnerstag an meiner rechten Hand — es war ein Unfall — übrigens — gerade hinter ihrer Gartenmauer." Und dann lächelte er zynisch wie ein Teufel. Der arme Gaudelain wurde seinerseits ganz grün im Gesicht, während seine Knie zitterten.

Das war also der Mörder, der ihm gerade gegenüberstand.

Ogottogottogott!

„Sie töteten," stammelte er, ohne recht zu wissen, was er sagte. „Sie töteten . . ."

„Ja," entgegnete der Gutsbesitzer, „es war recht schwierig, aber schließlich gelang es doch. Speisen Sie doch morgen zu Mittag bei mir — es wird Ihnen schmecken — es war einfach ein Prachtexemplar von einem Wildschwein!"



Der Riesenbrand in Rotterdam

In einem Möbelmagizin in Rotterdam brach ein Riesenbrand aus, der sich mit unerhörter Geschwindigkeit ausdehnte und 15 Häuser vollkommen zerstörte. Den Feuerwehren gelang es schließlich, nachdem sie die Nacht hindurch gelöscht hatten, das Feuer einzudämmen und die Zerstörung des ganzen Häuserblocks zu verhüten. Unser Bild zeigt die Trümmerstätte.

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu").

Von Sax Rohmer.

11)

„Du behandelst mich wie ein Kind. Ich mag zweifellos recht beschränkt sein, aber vielleicht verrätst du mir doch, was der Asiate in seinem Ledersack trug. Es war etwas, das du anscheinend mit kaltem Fisch und Milch an dich locktest. Es war auch etwas, das Karamaneh wieder einfangen sollte mit Hilfe — —" Ich schwieg.

„Weiter!" forderte mein Freund. „Was hatte sie in dem Korb?"

„Baldrian," antwortete ich mechanisch.

Der Strahl der Taschenlampe heftete sich auf die geschmeidige Gestalt, die ich erschossen hatte: eine schwarze Katze!

„Eine Katze geht für Baldrian durch Feuer und Wasser!" erläuterte Smith. „Doch siegte ich mit Fisch und Milch! Ich hatte die Spuren unter den Bäumen als die einer Katze erkannt und wußte, daß, wenn eine Katze hier freigelassen war, sie sich noch in der Nachbarschaft aufhalten müsse, wahrscheinlich im Gebüsch. Schließlich entdeckte ich das Tier und lockte es in die Falle. Dann erschoß ich es, da es nicht nahe genug kam, daß ich es lebend hätte fangen können. Der gelbe Teufel benutzte das Licht als Köder. Der Ast, der seinen Tod verschuldete, ragte an einer Stelle über den Weg, wo eine Lichtung im Laubwerk ein paar Mondstrahlen durchließ. Sobald das Opfer darunterstand, ließ der Chinese seinen Käuzchenruf ertönen, der Untenstehende blickte unwillkürlich hinauf, und die Katze, bis dahin im Ledersack eingeschlossen, wurde genau auf seinen Kopf hinabgeworfen."

„Aber — — —"

Smith beugte sich vor. „Die Katzenkrallen sind jetzt umwickelt. Wenn du sie untersuchen könntest, würdest du sie mit einer schwarzglänzenden Haut überzogen finden. Nur Fu-Mandschu kennt die Art dieser Substanz; aber du und ich, wir beide, wissen, was sie zur Folge haben kann!"

7. Kapitel.

Abel Slattin.

„Ich tadle Sie nicht deswegen!" knurrte Nayland Smith. „Sagen wir also eintausend englische Pfund, wenn Sie uns Fu-Mandschus gegenwärtigen Aufenthalt nachweisen. Und zwar soll die Auszahlung keineswegs davon abhängig gemacht sein, ob wir aus Ihrer Mitteilung Vorteil ziehen oder nicht. Einverstanden?"

Abel Slattin hob die Achsel und kehrte nach dem Sessel zurück, den er soeben verlassen. „Ein kleines Abkommen schwarz auf weiß?" schlug er vor.

Ueber eine Ecke des Tisches gebeugt, beschrieb Smith eifrig ein Blatt seines Notizbuchs. Währenddes musterte ich verstohlen unsern Gast. Er lehnte hintenüber in seinem Sessel, die schweren Augenlider trügerisch tief gesenkt. Gekleidet war er einigermaßen auffällig — ein großer, dunkelhaariger, stämmiger Mann, der, in absonderlichem Gegensatz zu seinem groben Habitus, mit einem Monokel spielte. Bei der vorhergegangenen Unterhaltung hatte ich zu meiner Ueberraschung deutlich einen amerikanischen Akzent in seiner Aussprache bemerkt. Mitunter, wenn er sich bewegte, blitzte ein auffälliger Diamant an seinem rechten Mittelfinger. Unter seiner dunklen Haut schimmerte eine bläuliche Schattierung, an den Händen, in dem gedunsenen Gesicht, besonders um die Augen herum. Meine im stillen gestellte ärztliche Diagnose lautete auf Herzklappenfehler.

Nayland Smiths Feder kratzte weiter. Mein Blick wanderte von dem semitischen Besucher zu seinem Stock, der vor mir auf dem roten Lederbezug des Schreibtischs lag. Ein ungewöhnliches Exemplar, vermutlich indischen Charakters, aus braungeflecktem Holz verfertigt, dessen Farbenmaserung einer Schlangenhaut ähnelte. In Uebereinstimmung damit stellte der Griff den Kopf einer Sumpfnatter dar. Steinstückchen oder Korallen täuschten die Augen vor.

Als Slattin das ihm vom Smith zugeschobene Blatt mit anscheinendem Gleichmut gelesen und sorgfältig in seiner Tasche versenkt hatte, erkundigte ich mich nach der Herkunft der Kuriosität.

Unser Besucher, dessen dunkle Augen jene Befriedigung verrieten, die er durch eine möglichst gleichgültige Haltung zu verheimlichen trachtete, nickte selbstgefällig. „Der Stock stammt aus Australien, Herr Doktor. Eine Eingeborenenarbeit, Geschenk eines meiner Klienten. Sie dachten wohl eher an Indien? Das hat schon mancher geglaubt. Der Stock ist meine Mascotte, mein Talisman."

„Wirklich?"

„Ja. Sein früherer Besitzer schrieb ihm übernatürliche Eigenschaften zu. Er schien ihn abergläubisch für einen jener Stäbe zu halten, die in der Biblischen Geschichte erwähnt werden — —"

„Der Stab Aarons!" warf Smith ein.

„Etwas dergleichen." Slattin rüstete zum Aufbruch.

„Sie werden uns also anrufen?" vergewissete sich mein Freund.

„Morgen hören Sie von mir!"

Slattin verbeugte sich, und ich ließ ihn durch das Hausmädchen hinausgeleiten.

„In Anbetracht der Wichtigkeit seines Vorschlags", begann ich, als die Tür sich schloß, „hast du unsern Gast nicht gerade sehr liebenswürdig empfangen."

„Die Verbindung mit ihm ist mir widerlich. Aber wenn es sich um Fu-Mandschu handelt, darf man in der Wahl der Werkzeuge nicht skrupelvoll sein. Slattin genießt einen miserablen Ruf selbst für einen Privatdetektiv. Er ist kaum mehr als ein Erpresser."

„Woher weißt du das?"

„Weil ich unseren Freund Weymouth gestern im Polizeipräsidium aufsuchte und mir die Personalien habe geben lassen. Ich wußte, daß Slattin aus irgendeinem Grunde sich für die Sache interessiert. Er steht zweifellos insgeheim mit der Chinesenbande in Verbindung. Ich wundere mich nur — —"

„Du glaubst doch nicht — — —?"

„Jawohl, das tue ich! Ich versichere dir, daß er charakterlos genug wäre, sich zu solchem Doppelspiel herzugeben."

„Meinst du, daß er so tief gesunken sein könnte, eine gefügige Kreatur Dr. Fus zu werden?"

„Warum nicht? Wenn es ihm Zaster einbringt, zweifle ich nicht, daß er diesem Herrn ebenso willig dienen wird wie einem anderen. Sein Sündenregister ist so schwarz, wie man sich's nur denken kann. Slattin ist natürlich ein angenommener Name. Früher war der Bursche bei der Newyorker Polizei als Kommissar Peples bekannt. Wegen Teilnahme an einer schmutzigen Affäre im Chinesenviertel wurde er aus dem Beamtenkorps entfernt."

(Fortsetzung folgt.)



Freigewerkschaftliche Rundschau

Nach der Maifeier

Trotzdem die Maifeiern der sozialistischen Parteien in Polnisch-Oberschlesien einen unerwartet schönen und imposanten Verlauf genommen haben, muß doch offen zugestanden werden, daß die Gewerkschaftskollegen sich nicht an die Beschlüsse ihrer Organisationsleitungen gehalten haben. Freudestrahlend konnte denn auch die bürgerliche Presse davon berichten, daß nur eine Eisenhütte, „Ferrum", und im Rybniker Gebiet etwa drei Gruben zum Teil stillgelegt waren. Selbst derjenige, der sich nicht für unbedingte Arbeitsruhe ausgesprochen hat, wird die Ironie erkennen, die in dieser Tatsachenmeldung zu erblicken ist. Ins Deutsche der Kapitalisten übersetzt, meldet man, **die Arbeiterschaft in Polnisch-Oberschlesien ist in jeder Beziehung zufrieden, denn seht, sie arbeitet selbst an ihrem Weltfeiertag und nur die Hetze der Sozialisten und Gewerkschaftler ist es, die heute noch von einer Unzufriedenheit der Arbeiterklasse zu melden weiß.**

Wer erkennt nicht die Tragik dieser Erscheinung? Die anderen Gewerkschaftsrichtungen können mit Stolz behaupten, die Klassenkampfgewerkschafter deutscher und polnischer Richtung haben abgewirtschaftet, die Macht ist in unserer Hand, denn die Tatsache beweist, daß niemand dem Ruf der „sozialistischen Hetzer" gefolgt ist. In diesem Zusammenhang wollen wir auch kein Wort darüber verlieren, wie man allerorts unsere Massenaufzüge systematisch verkleinert hat, dort, wo Tausende demonstrierten, machte man „Häuflein" und „Grüppchen" daraus. Aber das gehört schließlich zum Lügenwerkzeug der Bourgeoisie und regt uns nicht weiter auf.

Die Maidemonstrationen in der Nachkriegszeit bildeten immer ein Barometer des Klassenbewußtseins des oberschlesischen Proletariats. Denn vor dem Kriege konnte hier selbstverständlich von einer Arbeitsruhe nicht gesprochen werden. Die Arbeitsruhe nach der Revolution war aber entscheidend auf den Gang der jeweiligen Lohnverhandlungen. Selbstverständlich wollen wir hierbei die jeweiligen Wirtschaftskonjunkturen nicht außer acht lassen, aber die anders orientierten Gewerkschaftsrichtungen mußten sich auch nach der Macht der Klassenkampfgewerkschaften richten. Gewiß haben nationale Verhetzungen, fortgesetzte Niederlagen der Arbeiterklasse zur Lichtung der Organisationen geführt und selbstverständlich blieb auch die freigewerkschaftliche Richtung von dieser Entscheidung nicht unberührt. Aber heut ist sie wieder stark im Lohnkampf entscheidend und auch finanziell so basiert, daß sie etwas zu sagen hat. Die freien Gewerkschaften haben nun in einem besonderen Flugblatt zur Arbeitsruhe aufgefordert und leider sind die Arbeiter diesem Ruf nur in ganz bescheidenem Maße gefolgt. Unterstreichen wir besser, nur die Gewerkschaftskollegen haben gefeiert, die durch die Schule der Partei gegangen sind, also neben der Gewerkschaft auch Mitglieder der Partei sind. Die reinen Gewerkschaftsmitglieder haben versagt, sie betrachten die Organisation nur als ein Unterstützungsinstitut für besondere Fälle, keineswegs als Bewegung, die ihnen auch ohne Lohnforderungen von Zeit zu Zeit, eine neue Welt, eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsform bringen soll. Ohne also gegen die Gewerkschaftsführungen einen Vorwurf zu erheben, muß festgestellt werden, daß es heut bei den Mitgliederversammlungen der Gewerkschaften, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehen, nicht besser zugeht, wie bei den Christen, der polnischen Berufsvereinigung oder sonstigen „Gelben" Gewerkschaften. Anders wäre es denn auch nicht möglich, daß so die Aufforderung der Organisationsleitungen ganz beiseite gelassen werden. —

Die Arbeitsruhe ist und bleibt auch in Zukunft das wirksamste Druckmittel gegen die Kapitalisten neben dem Streik in Lohnkämpfen. Und man braucht sich über die Behandlung der Arbeiterschaft in Ostoberschlesien durch die Unternehmer nicht zu wundern, wenn man das Verhalten selbst freigewerkschaftlich organisierter Kollegen betrachtet, die ihren einzigen Weltarbeiterfeiertag nicht begehen, teils aus Angst, teils aus Rücksicht auf den Verlust des Arbeitslohnes. Und gerade dieses letzte Moment dürfte nicht entscheidend sein, denn bei anderen Gelegenheiten werden weit höhere Beträge verbraucht, als ein Tagesverdienst. Aber wo es gilt, um sein Recht zu kämpfen, zu beweisen, daß man entschlossen ist, seine Forderungen durchzusetzen, und hier ist der erste Mai das wirksamste Mittel, da versagt der organisierte Kollege, und was soll man da von den Unorganisierten verlangen. Wir schreiben diese Tatsache nicht aus Verärgerung nieder, denn wir Sozialisten wissen, daß wir innerhalb der Arbeiterbewegung doch nur die Kerntruppe darstellen, die immer wieder anbohrt, wohl wissend, daß der Erfolg nicht auf den ersten Hieb zu holen ist. Aber uns geht es um den Eindruck, den die Arbeiterbewegung auf unsere Gegner macht und da berührt es uns schmerzlich, daß sie zahlenmäßig eben falsch eingeschätzt wird. Wir erinnern nur, daß wir Zeugen eines Gesprächs waren, wo ein Polizeidirektor und ein Vertreter der Unternehmer sich etwa so aussprachen, **daß die heutige gewerkschaftliche Bewegung so zu bewerten sei, daß man sie in einer Zuckerdüte davontragen kann.** Nun sie werden wohl durch die Maidemonstration eines anderen belehrt worden sein. Aber das ist der Geist, der gegen die Arbeiterschaft als solche spricht und dieser ist es, **der dann den Ausschlag gibt bei der Behandlung des einzelnen Arbeiters, der allein eben nichts vermag, sondern auf die Masse seiner Gesinnungsfreunde angewiesen ist.**

Gewerkschaftliche Erziehung der Massen ist es, die hier den Ausschlag gab. Wir wiederholen, daß wir zu Klagen keine Ursachen haben, denn der Erfolg bei der letzten Maifeier als solche ist durchaus zufriedenstellend, der übertrifft nach den Erfahrungen der letzten Jahre unsere Erwartungen. Wogegen wir uns wenden, das ist, daß die Arbeitsruhe nicht innegehalten wurde, und dieser Umstand wird sich noch an den Arbeitern schwer rächen. Sie sollten sich dessen erinnern, wie sie bei den letzten Lohnverhandlungen betroffen worden sind, und da konnte man erwarten, daß eine würdige Antwort anläßlich der Maifeier erfolgen wird. Nun ist sie vorbei, läßt sich nicht mehr ändern. Aber für die Zukunft müssen die Gewerkschaften mehr Aufklärung schaffen, daß **vollständige Arbeitsruhe Platz greift. Es ist der Ausdruck des Kampfeswillens der Arbeiterklasse gegen die heutige Regierungs- und Wirtschaftsform.** —ll.

Die Federacja-Pleite

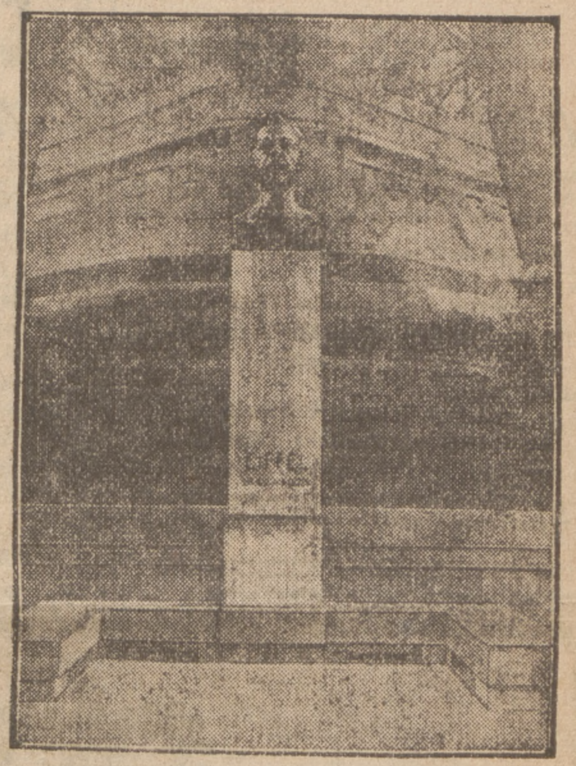
„Polska Zachodnia" — Betriebsratswahlen Falvahütte — „Volkswille"

Eigentümlich berührt es uns, daß die „Polska Zachodnia" über die Stellungnahme des „Volkswille" zu den Betriebsratswahlen der Falvahütte so spät nach den Wahlen erneut entschuldigend berichtet. In der Nummer 115 vom 28. April 28 wird nämlich die Stellung des „Volkswille" damals zu den Wahlen nochmals besprochen. Wir wollen auf den Teil, wo es sich darum handelt, ob die Polnische Berufsvereinigung mit den Volksbundorganisationen mit geht oder nicht, verzichten, zu antworten, ebenso, wieweit die polnische Organisation überhaupt in der Falvahütte ihre polnische Meinung zur Schau trägt. Das überlassen wir derjenigen Richtung, die gemeint ist, und die wird bestimmt der „Polska Zachodnia" in Verbindung mit der Generalna Federacja Pracy eine Antwort nicht schuldig bleiben.

Für uns kommt es nur darauf an, festzustellen, daß die „Generalna Federacja" mit ihren Professoren an der Spitze ein neugeborenes Kind ist. Ein solches Kind kann von dem Betriebsrätegesetz nicht die genügende Ahnung haben. Das haben wir seinerzeit schon feststellen müssen und können diesmal dies nur unterstreichen. Selbst wenn in dem Artikel Herr Betriebsrat Meusel zum Ausdruck bringt, daß er schon im Jahre 1928 Betriebsrat auf der Falvahütte war, und daß er dort nur die übrigen Mitglieder des Betriebsrates kontrollierte, so ist das gerade ein Zeichen, daß der Herr Meusel von der „Generalna Federacja" sich nicht der Aufgabe als Betriebsratsmitglied bewußt, **sondern ausschließlich im Betriebsrat als Spitzel tätig war.** Als Betriebsrat hätte er seinerzeit, wenn er glaubte, Unregelmäßigkeiten beobachtet zu haben, der Belegschaft dieses vortragen sollen und für Abhilfe sorgen müssen. —

Der Inhalt des Artikels der „Polska Zachodnia" und, bedenke man, daß nach den Wahlen schon beinahe Wochen vergangen sind, zeugt davon, daß Herr Meusel seiner Sache nicht gerade sicher ist, ebenso der ihm zur Seite stehende Zielonka. Wir wollen darauf nicht eingehen, was die beiden Herren früher einmal für die Arbeiterschaft getan haben. Jedenfalls hat der eine Direktor auch Herrn Meusel im Lazarett besucht, als dieser bei einer Keilerei anständig verprügelt worden ist. Ferner wird Herr Meusel sich an Kattowitz, Plebyscytowa, erinnern, wo die Dinge für ihn ebenfalls nicht angenehm liefen. Von Posen, was dort gemacht worden ist, will man Abstand nehmen, zu schreiben.

Herr Meusel sollte lieber ein fleißiger Anhänger der früheren Parteischattierung geblieben sein, und zwar der PPS., dann hätte er bestimmt für seine Zukunft etwas lernen können. Durch diese Wendung zu der „Generalna Federacja" und damals Jüngling der Sanatoren, hat er lediglich seine Schwächen der Arbeiterschaft gezeigt. — Arbeiter der Falvahütte, erkennt diese Art von Arbeitervertreter und haltet nach wie vor zur alten Ueberzeugung! —ld.



Ein Denkmal für den Erbauer des Eiffelturmes

den Ingeniuer Gustave Eiffel, am Fuße des Turmes wurde am 2. Mai eingeweiht.

Eine hochmoderne Kündigung des Arbeitsverhältnisses

In Kattowitz befindet sich der Sitz einer Unternehmerfirma „Polibo", Polskie Tow. dla robot inzynierskich. Diese Firma hat nun das Glück, fast jede Woche vor den Gewerbegerichten sich mit der Arbeiterschaft herumzubalgen. Sie hat verschiedene Arbeiten auszuführen nicht nur hier, sondern auch auf der deutschen Seite und ist allgemein bekannt. Nachfolgend eine Kündigung eines Arbeiters seitens dieser Firma, was viel zu denken gibt:

„Katowice, dnia 25. April 1929.

Herrn

Viktor Klyszcz

Krol. Huta,

ul. 3-go Maja nr. 66.

Ob Sie auf Mathildegrube untergebracht werden, ist sehr unbestimmt. Suchen Sie sich daher anderswo eine neue Arbeit, bis Sie nach Deutschland fahren können.

Für uns besteht keine Verpflichtung, Sie weiter zu beschäftigen, denn

1. wurde Ihnen durch Aufseher Pietruschka ordnungsmäßig wegen Einstellung des Betriebes gekündigt;
2. haben wir anderweitig keine Arbeiten, um Sie beschäftigen zu können.

Daß Sie bei uns vor der Kündigung verunglückt sind, verpflichtet uns nicht, Sie nach Rückkehr aus dem Lazarett zu beschäftigen, wenn wir gezwungen waren, Ihnen wegen Einstellung des Betriebes während Ihres Lazarettaufenthaltes die Kündigung zuzustellen. Versuchen Sie, bei der Grube selbst angelegt zu werden. Ich kann Ihnen auch ein Empfehlungsschreiben an die Firma „Stephan-Fröhlich" mitgeben, auf welches hin Sie auf Wolfgang angelegt werden.

Eine Bezahlung Ihrer versäumten Schichten durch uns kommt nicht in Frage.

„Polibo"

Polskie Tow. dla robot inzynierskich.

—a— Freihöfer.

Ein zweites Schreiben derselben Firma, welches an den „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund" gerichtet ist, behandelt drei andere Arbeiter, die am Lohn geschädigt wurden und nun nach der deutschen Seite verlegt wurden, wo der Ausgleich des zu wenig gezahlten Lohnes erfolgen soll. Ob das auch geschieht, bleibt abzuwarten. Die Firmen sind nicht so freigebig. Auch dieses Schreiben fügen wir bei.

„Polibo" Katowice, dnia 24. 4. 1929 r.

Polskie Towarzystwo dla robot

inzynierskich T. z. o. p.

Katowice, ul. Marszalka Pilsudzkiego

tel. nr. 325.

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund

Krol. Huta.

Auf Ihr Schreiben am 22. 4. 1929 betr. Lohnforderung der Häuer Rieger, Kalabis und Jakupczyk teilen wir Ihnen mit, daß Unterzeichneter mit demselben wegen dieser Forderung auf Wolfganggrube verhandelt hat. Es wurde dahin eine Einigung erzielt, daß dieselben nach Johanna-Schacht auf deutscher Seite verlegt werden sollten, wo eine Nachprüfung der zu Recht bestehenden Forderungen erfolgen sollte. Die Firma Nowak u. Adolph, bei welcher die Beschwerdeführer auf Johanna-Schacht beschäftigt sind, hat die von der Wolfganggrube bestehende Verpflichtung übernommen.

Hochachtungsvoll

Freihöfer, Betr.-Inspektor.

Der Britische Gewerkschaftsbund und die beiden großen Unternehmerorganisationen

Auf einer von seiten der Unternehmer beantragten Sitzung des Generalrates des Britischen Gewerkschaftsbundes und Vertretern der beiden großen Unternehmerorganisationen, der „Federation of British Industries" und der „National Confederation of Employers' Organisations", wurde nach längeren Aussprachen eine offizielle Mitteilung bekanntgegeben, derzufolge sich die Sitzung vertagte. „um die Ernennung von Vertretern der beiden Parteien in ein Komitee in Erwägung zu ziehen, das die besten Methoden der Beratung und Zusammenarbeit zwischen den drei Organisationen prüfen und einer späteren Konferenz Bericht erstatten soll". Der Standpunkt der Gewerkschaften wurde von Ben Tillet, Präsident des T. U. C., dargelegt. Auch der Generalsekretär, Walter Citrine, sowie Bevin, Bromley, Cook, Hicks, Thomas und Turner ergriffen das Wort.

Der älteste Schmied Deutschlands

In dem kleinen oberfränkischen Orte Welsberg lebt in voller Rüstigkeit der 93 jährige Schmiedemeister Johann Späth, wohl der älteste seines Berufes in ganz Deutschland. Trotz seines hohen Alters geht der biedere Meister noch heute fleißig seinem Handwerk nach und hofft, noch ein paar Jahre die Schmiede weiter[illegible]ren zu können. Erst als 100 jähriger meint er sich zur Ruhe setzen zu dürfen.

Die Beleidigung, die ich gegen Emilie Górnik fallen ließ, nehme ich zurück und leiste

Abbitte

Angela Hojka
Chropaczów





Deutscher Volksbund für Poln.-Schlesien
Bezirksvereinigung Królewska Huta

Mittwoch, den 8. Mai 1929, nachm. 4½ Uhr findet im weißen Saal des Hotel Graf Reden, in Königshütte, ul. Katowicka Nr. 7

die ordentliche

Mitgliederversammlung

für das Geschäftsjahr 1928 statt.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht
2. Kassenbericht
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl von Delegierten zur Mitgliederversammlung des Hauptverbandes Katowice
5. Verschiedenes.

Einlaß nur gegen Vorzeigen des Mitgliedsausweises!

Der Vorstand.